

AUSGABE 20 | 2015

JUNGE AKADEMIE MAGAZIN



DOSSIER

Avantgarde – Zwischen Wirklichkeit und Virtualität

FESTVORTRAG

Jürgen Kaube: Gibt es einen Jugendstil in der Wissenschaft?

JUNGE AKADEMIE AKTIV

Neue Mitglieder, Daten in der Wissenschaft, Theater in Bielefeld



DIE JUNGE AKADEMIE

Die Junge Akademie wurde im Jahr 2000 als gemeinsames Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gegründet. Sie ist weltweit die erste Akademie des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Junge Akademie wird gemeinsam von BBAW und Leopoldina getragen. Seit 2011 ist sie administrativ dauerhaft im Haushalt der Leopoldina verankert und wird finanziert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung sowie den Ländern Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft.

INHALT

	2	IMPRESSUM
	3	EDITORIAL
Dossier	4	AVANTGARDE – ZWISCHEN WIRKLICHKEIT UND VIRTUALITÄT
	5	WAS MACHT DIE AVANTGARDE?
	6	AUFBRUCH ZU NEUEN WELTEN
	8	ZURÜCK ZUR AVANTGARDE
	10	JUNGER GOTT, ALTE WAHRHEIT
	12	VERTEIDIGER DES ESTABLISHMENTS
	14	GÖTTER, KÜNSTLER, BIOHACKER
	17	WEITER DENKEN
	18	VON SCHLAGHOSEN UND FUSSNOTEN
	20	FOREVER YOUNG ODER GIBT ES EINEN JUGENDSTIL IN DER WISSENSCHAFT?
	24	REPLIKEN ZUM FESTVORTRAG
	26	„WIR WOLLEN DIE EVOLUTION SCHLAGEN“
JA aktiv	29	PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN
	30	NEUE MITGLIEDER
	32	ALUMNI
Projekte	34	EINE FRAGE FÜR EUROPA <i>Who Gets Carried Away by Europe?</i> Wir dokumentieren den Siegerbeitrag „Zeus/Europa“
	36	<i>BIG, DARK, HIDDEN</i> Ein deutsch-israelisches Symposium debattierte in Jerusalem über den richtigen Umgang mit Datensätzen
	37	DIE GANZE STADT SPIELT THEATER Wohl kaum eine Stadt liegt so sehr im deutschen Mittelmaß wie Bielefeld. Aber genau deshalb ist sie der beste Ort für eine neue Form von Theater
	38	DIE SPRACHE DER STATISTIK Kausale Datenanalyse ist eine Wissenschaft für sich. Wer sie erlernt, wird einmal beweisen können, was viele bisher nur vermuten
Arbeitsgruppen	40	LESEN, HÖREN, SCHREIBEN In München diskutierte ein interdisziplinärer Workshop, wie sich der technologische Wandel auf Rezeption und Autorschaft auswirkt
Internationales	42	ZEHN JAHRE ENGAGEMENT FÜR WISSENSCHAFT UND GESELLSCHAFT Blick ins Ausland: Die niederländische Junge Akademie feiert in diesem Jahr ein großes Jubiläum
JA aktiv	44	PUBLIKATIONEN 2014/2015
	46	TERMINE 2015/2016
Zu guter Letzt	48	WAS MACHT EIGENTLICH ... Rainer Maria Kiesow?



Wie ein Wanderer bricht sie auf mit leichtem Gepäck, kennt selten den genauen Weg, aber will immerzu Neues finden: die Avantgarde

IMPRESSUM

Herausgeberschaft

Die Junge Akademie (JA)
an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Redaktionsteam der JA

Evelyn Runge (verantwortlich)
Tobias J. Erb
Jennifer Girrbaach-Noe
Diana Göhringer
Katharina Heyden
Lisa Kaltenegger
Florian Meinel
Jule Specht
Kai Wiegandt

Autoren der JA

Caspar Battegay
Sibylle Baumbach
Lena Henningsen
Gordon Kampe
Philipp Kanske
Rainer Maria Kiesow
Christian Stein
Chris Thomale
Ronny Thomale
Miloš Vec
Rebekka Voß

Weitere Autoren

Jürgen Kaube
Alida Kindt
Iris Koopmans
Christine Lehnen

Christian Levers
Jan-Matthis Lückmann

Text und Koordination

Katharina Bröcker,
Projektmanagement
Dirk Liesemer,
freier Textchef
Deidre Rath,
studentische Hilfskraft
Evelyn Runge,
JA-Mitglied
Manuel Tröster,
JA-Geschäftsstelle

Titelfoto

Evelyn Runge

Innenumschlag

Aleksandra Domanović,
„Relay Runner“, 2013
Courtesy of the artist and
Tanya Leighton

Gestaltung

Wiebke Genzmer

Druck

Medialis Offsetdruck GmbH

Auflage

2.000 Exemplare

August 2015

© Die Junge Akademie

ISSN 1863-0367

www.diejungeakademie.de

EDITORIAL

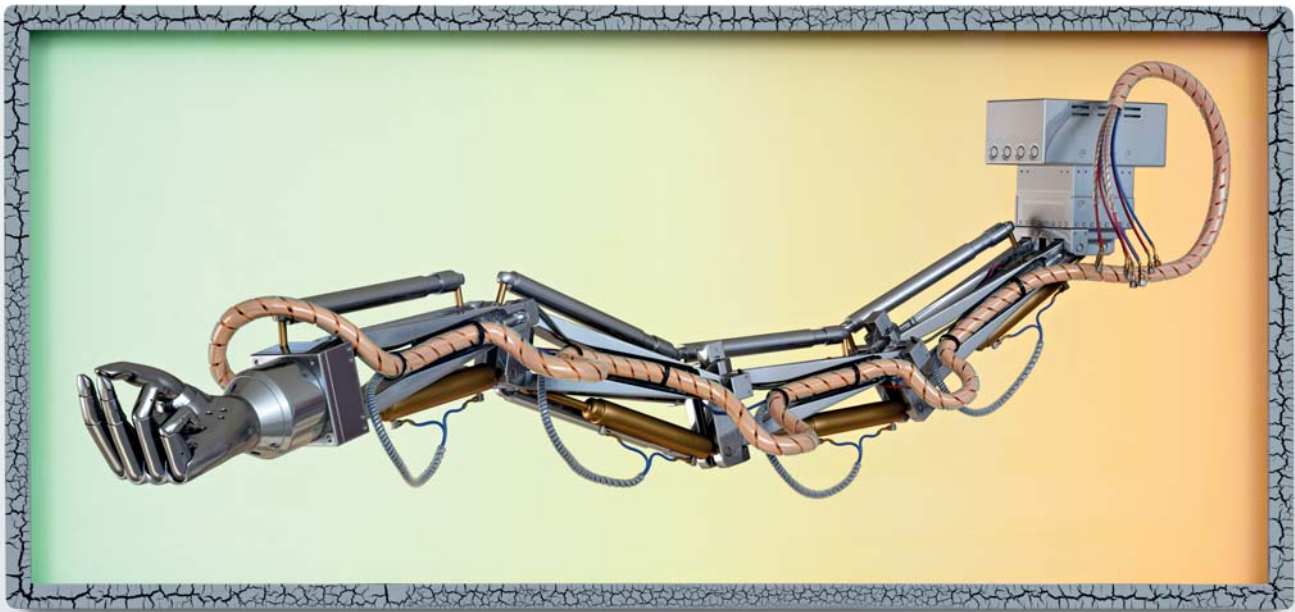
Was ist neu? Was kann neu sein? Wie wollen wir das Neue gestalten oder Altes adaptieren? Mit diesen Fragen beschäftigen wir – die Mitglieder der Jungen Akademie und unsere Geschäftsstelle – uns bei allen Treffen, implizit oder explizit. Im Wissenschaftler-Alltag lesen (und schreiben) wir in nahezu jedem Antrag, jeder Rezension, jedem Artikel, dass Unerforschtes dringend zu untersuchen sei, und dass wir dies tun. Aber ist Avantgarde überhaupt noch möglich? Das versuchen wir, im Dossier des Junge Akademie Magazins (JAM) herauszufinden.

Ganz neu ist sie nicht mehr, dafür aber in permanenter Regeneration: Die Junge Akademie (JA) feiert in diesem Jahr ihr 15-jähriges Bestehen. Die Festveranstaltung im Juni 2015 in Berlin befasste sich – auch deshalb – mit Institutionen. Jürgen Kaube, Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und Mitglied im Rat der Jungen Akademie, hielt den Festvortrag: „*Forever Young* oder Gibt es einen Jugendstil in der Wissenschaft?“. Wir dokumentieren seine Rede im Dossier – drei Mitglieder der Jungen Akademie antworten in kurzen Repliken auf Kaubes ebenso vergnügliche wie nachdenklich stimmende Gedanken.

Und auch das Junge Akademie Magazin regeneriert sich: Nach vier Jahren gebe ich als Chefredakteurin das JAM ab, da ich im Sommer 2016 nach fünf viel zu schnell vergehenden Jahren als Mitglied der JA ausscheiden muss. Tobias J. Erb wird das JAM weiterführen. 2011 und 2012 konzipierten wir das Magazin neu, führten das Dossier ein und gestalteten ein neues Layout. Über Ecken erfuhr ich immer wieder, wie gut unser Magazin ankommt: bei Direktoren von Max-Planck-Instituten, bei Chefredakteuren (populär-) wissenschaftlicher Zeitschriften und weltweit, denn die englische Ausgabe wird in Jungen Akademien von Japan bis Südafrika gelesen. Abonnements haben mittlerweile auch Design-Archive und europäische Nationalbibliotheken abgeschlossen.

Ob das Junge Akademie Magazin deshalb Avantgarde ist, weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass es sich lohnt, auch im digitalen Zeitalter ein Printmagazin zu gestalten, das von der Leidenschaft lebt, die Welt neu zu sehen und zu entdecken, darüber nachzudenken – und davon zu erzählen.

Vielen Dank!
Evelyn Runge



Aleksandra Domanović, "Belgrade Hand on Minsky Tentacle Arm", 2013. Installation view, "The Future Was at Her Fingertips", 2013, Tanya Leighton, Berlin

Die Hand gilt als das komplizierteste Werkzeug des Menschen: Wie schwierig es ist, unseren Greifreflex nachzubauen, zeigt noch heute eindrucksvoll die halbautomatisierte „Belgrader Hand“, die 1963 in der Hauptstadt des damaligen Jugoslawien entwickelt wurde. Die Künstlerin Aleksandra Domanović lässt mit ihrem Bild erahnen, wie Mensch und Maschine langsam zusammenwachsen – und wie weit dieser Weg wohl noch sein dürfte

AUF DER GRENZE ZWISCHEN WIRKLICHKEIT UND VIRTUALITÄT

Avantgardekunst mag es heute schwerer haben, aber noch immer lassen sich neue Strömungen ausmachen. Zurzeit experimentiert eine junge, oft als „Post-Internet-Artists“ deklarierte Generation mit neuen Ausdrucksformen. Sie will kein eigenes Genre etablieren. Vielmehr reflektiert sie über die Produktionsbedingungen der Digital Natives in Zeiten globaler Vernetzung. So loten Aleksandra Domanović und Susanne M. Winterling in ihren Werken die Grenze zwischen dem wirklichen und dem virtuellen Selbst aus, das wir alle von uns selbst in den sozialen Netzwerken entwerfen. Sie erkunden darüber hinaus posthumanistische Konzepte; mit anderen Worten: den Übergang von Mensch zu Maschine. In ihrer Arbeit lassen sich die beiden Künstlerinnen häufig von den Erkenntnissen der Wissenschaft inspirieren.

ZU DEN KÜNSTLERINNEN

Aleksandra Domanović, geboren 1981 in Novi Sad im damaligen Jugoslawien, lebt und arbeitet in Berlin und Oslo.

Die Künstlerin Susanne M. Winterling, geboren 1971 im bayerischen Rehau, lebt und arbeitet ebenfalls in Berlin und Oslo.

WAS MACHT DIE AVANTGARDE?

KOORDINATION EVELYN RUNGE | TEXT FLORIAN MEINEL

Irritiert stellte Hans Magnus Enzensberger 1962 fest, dass die Vokabel Avantgarde „heute zum Wortschatz jedes Waschzettels gehört“. Davon kann ein halbes Jahrhundert später keine Rede mehr sein. Um die Avantgarden ist es still geworden. So still übrigens wie um ihre alten Feindbilder und Gegner: Vom Establishment wird nur noch ironisch gesprochen als von jenen, die dazugehören; und die Orthodoxie ist als Denkhaltung und Lebensform sowieso mausetot. Selbst die zur Kultivierung einer avantgardistischen Attitüde unerlässlichen Vater-Sohn-Konflikte verkörpern ja inzwischen ein Stück heile Welt. Wie die Universität, die noch Zeit zum Dagegensein einrechnet.

So begibt sich unser Dossier auf die Suche nach Überbleibseln der Avantgarde und fängt dabei mit der Wissenschaft an. Avantgarde könnte hier heißen: Wissenschaftskritik, Radikalismus, Durchbrechung von Grenzen und Sichtbarmachung des Unsichtbaren. Aber auch: Trendergebenheit, falsche Jugend, ewige Wiederkehr des Gleichen. Ob sich die Avantgarde noch einmal wiederbeleben lässt? Wissen wir nicht. Doch wenn niemand mehr nach der Avantgarde fragt, müssen wir es tun. Sonst hätte die Junge Akademie ihre Aufgabe verfehlt, die Jugend von heute ins Establishment von morgen zu begleiten.

AUFBRUCH ZU NEUEN WELTEN

Der Autor erforscht virtuelle Brillen und kann täglich erleben, wie sie den Blick und die Forschung revolutionieren

TEXT CHRISTIAN STEIN

Es ist ein uralter Menschheitstraum, andere Welten zu erforschen oder sie sogar selbst zu gestalten. So viele Geschichten, Erzählformen und Medien wurden geschaffen, um andere Realitäten vor unseren Augen auftauchen zu lassen. Beginnend mit dem naiven Bild und später dem perspektivischen, ging die Entwicklung der visuellen Medien über das Foto, den Film bis hin zu 3D-Kino und interaktiven Computerspielen. Immer tiefer hinein in den fiktiven oder virtuellen Raum sollte es gehen. Gerade dieses Eintauchen über visuelle Medien hat unseren Realitätsbegriff immer wieder verschoben. Heute ist die Suggestivkraft von Bildern stärker denn je – sowohl als Manipulationsgefahr wie auch als überzeugende Narrationsstrategie. Spätestens seit der medialen Inszenierung des Irakkrieges im Jahr 2003 wird kontinuierlich in der breiten Öffentlichkeit über die Realitätskonstituierung durch Medien debattiert.

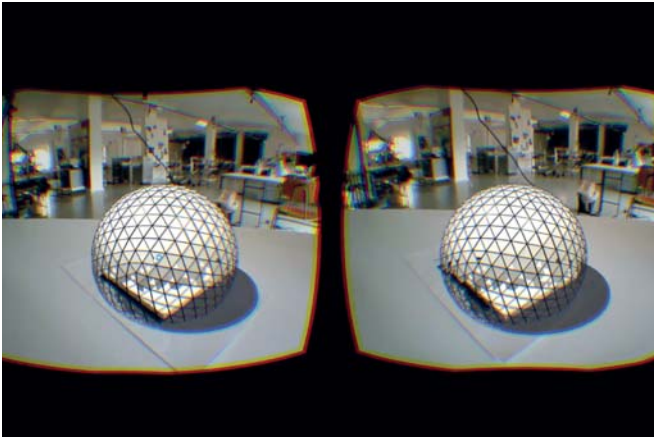
Viele dieser Medien sind heute längst nicht mehr Avantgarde. Im Schatten der großen Medien sammelt sich jedoch seit rund zwei Jahren eine Gruppe von experimentierfreudigen Visionären. Sie glauben an ein neues Medium, das die Bildgewaltigkeit noch einmal revolutionieren könnte. Noch ist es eine kleine, aber schnell wachsende und globale Bewegung: eine Avantgarde virtueller Realitäten.

Ihre Wurzel liegt in den frühen 1980er Jahren. Damals wurde der Traum einer technisch vermittelten virtuellen Realität von Damie Broderick in seinem Roman „The Judas Mandala“ beschrieben. Heute könnte er für weite Teile der Gesellschaft wahr werden. Denn bald werden die notwendige Hardware und Software für die breite Masse bezahlbar. Anfang 2016 sollen Geräte auf den Markt kommen, die um die 300 Euro kosten. Die Rede ist von sogenannten Virtual-Reality-Brillen, deren bekann-

teste die Oculus Rift ist: Sie ist ungefähr backsteingroß, sieht aus wie eine Taucherbrille und wird am Kopf durch elastische Gurte befestigt, so dass sie fest auf beiden Augen sitzt und kein Licht mehr eindringen kann. Es braucht einen Moment, bis das 400 Gramm schwere Gerät gut sitzt und sich nicht mehr fremd anfühlt. Vor den Augen befindet sich ein 5,6 Zoll großes OLED-Doppeldisplay mit einer Auflösung von 2160 x 1200 Pixeln und vergrößernden Linsen für beide Augen. Auf dem Display wird für jedes Auge ein leicht versetztes Bild eingeblendet, so dass stereoskopisches Sehen möglich wird.

Unterm simulierten Himmel

Das Faszinierende daran ist nicht nur das dreidimensionale Bild, das viele bereits aus dem 3D-Kino kennen. Vielmehr wird ein radikal neues Erleben geschaffen: Denn das dreidimensionale Bild hat keine Begrenzungen mehr. So groß eine Kinoleinwand auch sein mag, wenn man sich umdreht, ist da immer noch der Kinosaal. Bisher musste man ausblenden, wo man sich aufhielt. Mit einer Virtual-Reality-Brille ist das nun viel einfacher: Man kann sich in alle Richtungen drehen und sieht überall die simulierte Welt. Über einem spannt sich der virtuelle Himmel, unter einem erstreckt sich der virtuelle Boden. Der Betrachter ist ein Teil der virtuellen Welt geworden. Wer das zum ersten Mal erlebt, muss zunächst lernen, dass man sich wirklich umsehen kann – zu ungewohnt ist das. Viele Probanden strecken anfangs ihre Hand aus, um ein virtuelles Objekt zu berühren, so real und nah scheint es. Die Brille selbst erfasst dabei ständig die Blickrichtung: Bewegt man den Kopf nach links, schwenkt das Bild vor den Augen ebenfalls nach links. Mittlerweile sind die Geräte so gut, dass Schwindel und Übelkeit auf ein Minimum reduziert sind. Die Kopfbewegung passt perfekt zum visuellen Eindruck, und Verzögerungen sind fast nicht mehr wahrnehmbar.



Ein virtuelles Objekt in einer physischen Umgebung



Wie eine Taucherbrille sitzt die Oculus Rift fest am Kopf



Christian Stein erkundet das virtuelle Berliner Schloss

In der Wissenschaft gibt es viele potentielle Anwendungsfelder. So können solche Brillen beispielsweise verwendet werden, um Größen, Distanzen oder Raumatmosphäre besser einzuschätzen. Architekten können ein Gebäude bereits vor der Erbauung virtuell begehen, Historiker und Archäologen Rekonstruktionen vergangener Bauten betreten und Ingenieure die räumliche Anordnung ihrer Anlagen besser verstehen. In der Psychologie, so die Hoffnung, lassen sich Phobien wie Spinnenangst oder Flugangst durch eine allmähliche Annäherung in der virtuellen Welt therapieren. Chirurgen können komplizierte Operationen besser trainieren, indem sie erfolgreiche Operationen virtuell aus der Ich-Perspektive nachvollziehen. Diese und viele weitere Disziplinen beginnen gerade erst, diese neuen Möglichkeiten für sich zu entdecken.

Der große Auftritt naht

Die kommende Generation von Virtual-Reality-Brillen wird unser Verhältnis zur Welt verändern und erweitern. Wie so viele neue Technologien hat sie sicher ihre Licht- und Schattenseiten. Die lange im Stillen operierende Avantgarde virtueller Realität steht jetzt kurz vor ihrem großen Auftritt in der Öffentlichkeit – und sie wird zu beweisen haben, welche ihrer Ideen uns am Ende wirklich überzeugen.



Christian Stein ist seit 2015 Mitglied der Jungen Akademie. Er hat Literaturwissenschaft, Linguistik und Informatik studiert und forscht am Exzellenzcluster „Bild Wissen Gestaltung“ der Humboldt-Universität zu Berlin.

ZURÜCK ZUR AVANTGARDE

Woody Allen erzählt in *Midnight in Paris*, wie wunderbar es wäre, die Avantgardisten vergangener Epochen zu treffen. Doch verstellt uns die Sehnsucht nach Nostalgie den Blick für avantgardistische Bewegungen?

TEXT CASPAR BATTEGAY

Für den französischen Dichter Charles Baudelaire musste die Avantgarde ihren Blick stets vorwärts in die Zukunft richten. Sie sei eine Bewegung, so schrieb er Mitte des 19. Jahrhunderts, die kühn zum „Grund des Unbekannten“ führe, um „Neues dort zu finden“. Unsere heutige Kultur blickt seltener in die Zukunft und viel öfter in die Vergangenheit. Sie ist auf Altbekanntes fixiert. Und es herrscht das weitverbreitete Gefühl vor, dass das Neue ohnehin nur ein Altes in verwandelter Gestalt sei. Nicht zufällig kommen ständig neue Retros, Remakes und Coverversionen auf den Markt. Und sie nähren weiter unser Verlangen nach einer Zeit, in der die Zukunft als noch vielversprechend und krisenfrei wahrgenommen wurde.

Kaum ein Film spielt mit der Nostalgie so virtuos wie Woody Allens *Midnight in Paris*, der 2010 in die Kinos kam und zu den erfolgreichsten Filmen der vergangenen Jahre gehört. Erzählt wird die Geschichte eines US-Drehbuchautoren namens Gil Pender, der mit seiner Verlobten Inez nach Paris reist. In der Stadt der Liebe zeigt sich, wie tief die beiden in einer Beziehungskrise stecken. Während sich Inez als pragmatische Touristin erweist, die vorzugsweise durch Boutiquen schlendert, hängt Gil romantischen Träumen nach. Eines Nachts wandert er allein durch die Gassen und setzt sich vor eine Kirche. Als eine Glocke Mitternacht schlägt, fährt plötzlich ein Oldtimer vor, Gil steigt ein – und als er Minuten später aussteigt, findet er sich im Jahr 1920 wieder. Zu seiner Freude trifft er auf einer Party die Ikonen der modernen Avantgarde: die Schriftsteller Scott und Zelda Fitzgerald, Ernest Hemingway, Gertrude Stein und den Maler Pablo Picasso.

Midnight in Paris ist eine poetisch-ironische Filmetüde voller Nostalgie. In dem Terminus „Nostalgie“ sind zwei griechische Wörter kombiniert: „nostos“ (Rückkehr) und „algos“ (Schmerz); als Nostalgie bezeichnete der schweizer Medizinstudent Johannes Hofer, der den Begriff erfand, einst die Sehnsucht von Schweizer Söldnern nach ihrer heimatlichen Bergwelt. Nur eine Heimkehr, so war sich Hofer sicher, konnte dieses Heimweh kurieren. Heute wird der Begriff Nostalgie auf vergangene Epochen angewendet. So sieht denn auch die Kulturwissenschaftlerin Svetlana Boym das Phänomen als eine „Sehnsucht nach einer anderen Zeit“.

In einer der witzigsten Szenen in *Midnight in Paris* wird Gil vom Maler Salvador Dalí auf einen Wein eingeladen. Bald gesellen sich der Regisseur Louis Buñuel und der Fotograf Man Ray hinzu. Schließlich beichtet Gil den drei Surrealisten, dass er aus der Zukunft komme. Die Männer sind wenig erstaunt. Für sie ist das kein Problem. Schließlich leben sie als Avantgardisten ihrer Epoche – und ganz im Gegensatz zum Nostalgiker Gil – geistig ohnehin in der Zukunft.

Wenig später verliebt sich der Zeitreisende Gil in Picassos schöne Muse Adriana, die seine Zuneigung erwidert. Doch Adriana langweilt sich. Sie selbst sehnt sich nach der guten alten Zeit, zurück in die 1890er Jahre. Und so reisen Gil und Adriana zusammen noch weiter in die Vergangenheit. In einem Salon am Montmartre treffen sie auf die Avantgarde der Belle Époque: die Maler Henri Toulouse-Lautrec, Edgar Degas und Paul Gauguin. Allerdings sehen sich diese drei Maler selbst wiederum keineswegs als die Speerspitze künstlerischer Revolution. Sie



Feiern mit den Avantgardisten der Goldenen Zwanziger: Gil Pender trifft seine längst verstorbenen Vorbilder

betrachten die Künstler der Renaissance als wahrhafte Avantgarde. Nostalgie, so macht der Film damit deutlich, ist letztlich uneinlösbar.

Am Ende kehrt Gil in die Gegenwart des 21. Jahrhunderts zurück. Er trennt sich von seiner Verlobten und beschließt, in Paris zu bleiben. Er will an seinem Roman über einen Memorabilien-shop mit dem Namen „Out of the Past“ schreiben – und verliebt sich unverhofft neu: in die schöne Gabrielle, eine Antiquitätenhändlerin.

Der Regisseur Woody Allen zählte in den 1970er Jahren zur Avantgarde in Amerika. Damals hat er seine Filme neuartig arrangiert, andere Dialoge entworfen und eine virtuos experimentelle Filmsprache entwickelt, um die erzählerische Realität zu unterminieren. Seine jüngeren Filme können darauf höchstens noch ironisch-nostalgisch verweisen. So zeigt *Midnight in Paris*,

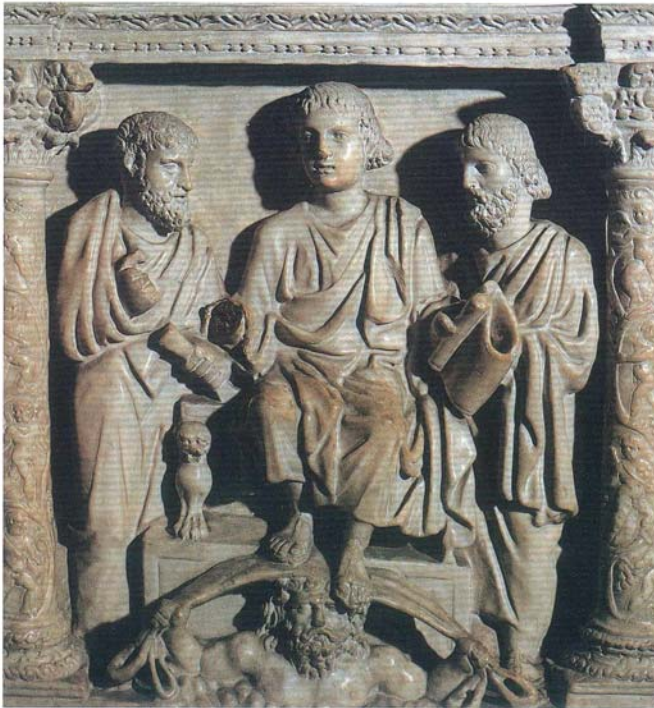
dass selbst unsere Nostalgie nicht originell ist und dass Nostalgie bereits frühere Epochen prägte. Doch das Neue hat nicht aufgehört, sich zu ereignen. Die Geschwindigkeit der elektronischen Medien und die unüberschaubar gewordene Vielfalt der globalisierten Kulturproduktion machen es jedoch schwierig zu sagen, wen ein Reisender aus der Zukunft heutzutage besuchen würde. Wer oder was bildet die gegenwärtige Avantgarde? Welcher Street-Artist oder welche Bloggerin wird später einmal ein Klassiker sein? Inwiefern wird es künftig überhaupt noch Kunst und Kultur, so wie wir sie kennen, geben? Diese Fragen könnte höchstens ein Trip in die Zukunft beantworten – ein Traum, den jedoch Woody Allen bereits 1973 in seinem Film *Sleeper* beschrieben hat.

Der Literaturwissenschaftler Caspar Battegay ist seit 2015 Mitglied der Jungen Akademie und forscht an der Universität Lausanne.

JUNGER GOTT, ALTE WAHRHEIT

Das Christentum galt im Römischen Reich als Angriff auf gesellschaftliche Konventionen. Also versuchten seine Anhänger, den Makel der Jugend zu überwinden

TEXT KATHARINA HEYDEN



Christus als bartloser Jüngling, der über den greisen römischen Himmelsgott Uranus triumphiert: Dieses Sarkophagrelief aus dem 4. Jahrhundert zeigt eine ungewöhnliche Selbstdarstellung des Christentums

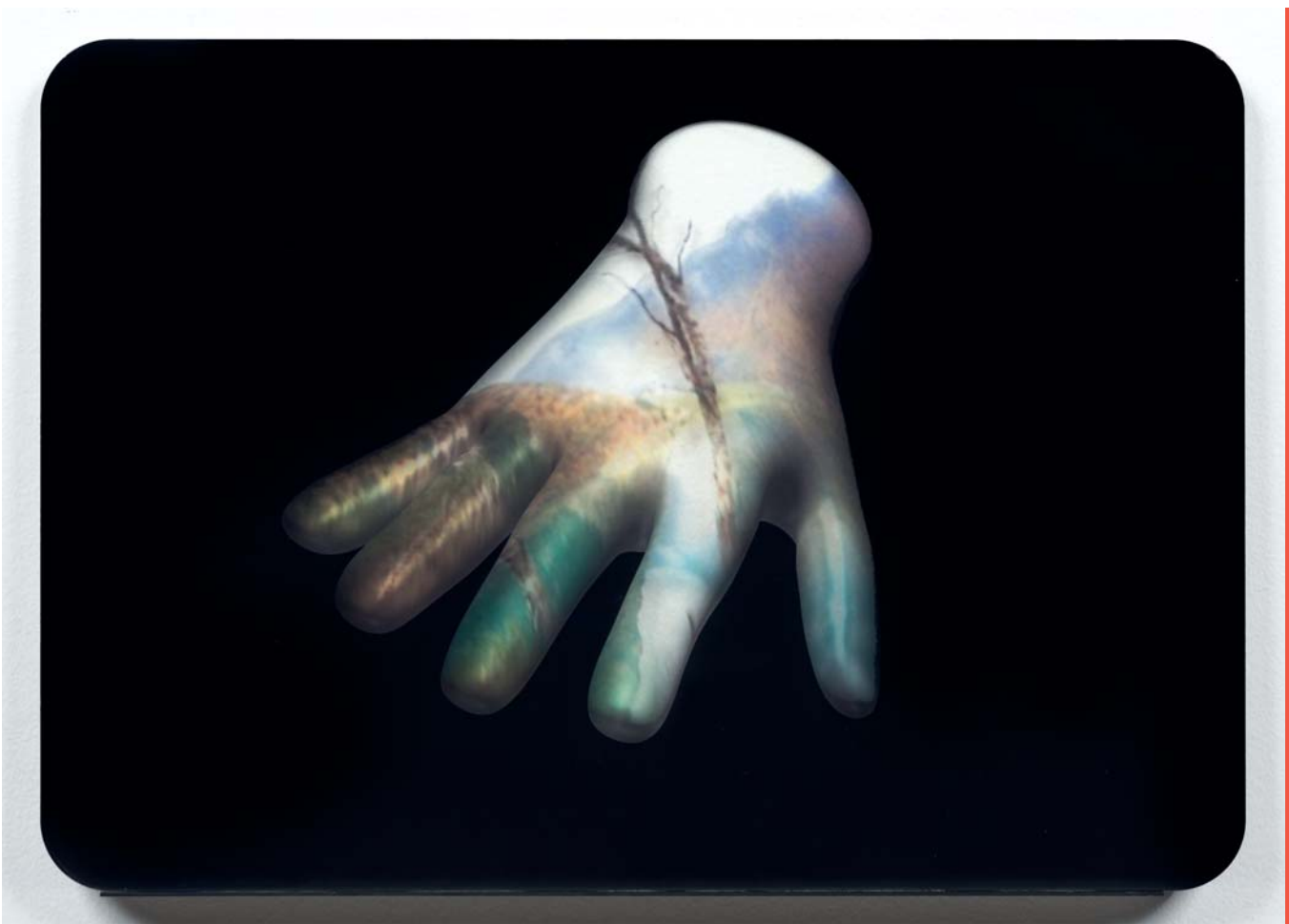
Als der römische Senator Iunius Bassus im Jahr 359 stirbt, wird er in einem Sarg beigesetzt, der so prächtig wie provokant ist: Das zentrale Relief zeigt Jesus Christus in herrschaftlicher Siegespose auf einem Thron, flankiert von zwei Gefolgsleuten, in den Händen eine Schriftrolle haltend wie ein Zepter. Als Fußstütze dient ihm der greise Himmelsgott.

So sah religiöse Avantgarde in der Spätantike aus: Christus der Jüngling, der die etablierten Gottheiten in die Schranken weist. Der Tod des 42-jährigen Senators Iunius beendete eine gut geplante politische Karriere. Das Bekenntnis zum Christentum galt Vielen im konservativen Senat zu dieser Zeit noch als Angriff auf gesellschaftliche Konventionen. Den christlichen Gott als jugendlichen Triumphator über die römische Religion zu präsentieren, war durchaus gewagt – und für einen ambitionierten Politiker wohl erst nach Lebensende ratsam.

Älter als Platon

Nur einmal zuvor, im 2. Jahrhundert, hatte es jemand öffentlich gewagt, das Christentum als etwas Neues anzupreisen. Der Athener Philosoph Aristides entwickelte in einer dem Kaiser Hadrian gewidmeten Werbeschrift einen Abriss der Menschheitsgeschichte, wonach die Christen endlich die Wahrheit gefunden hätten, nach der Barbaren, Griechen und Juden vergeblich suchten. „Wahrhaft groß und wunderbar ist ihre Lehre, und wahrhaft neu ist dieses Volk“, schrieb Aristides.

Christentum als Neuheitserfahrung? Das traf nicht den Nerv der Römer, bei denen hohes Alter als Garant für Wahrheit galt. „Das Ältere ist das Bessere“, lautete ein römisches Bonmot.



Frei schwebt eine verletzte Hand in der Dunkelheit eines virtuellen Raumes: Mit ihrem Digitaldruck „On Certainty, 2014“ untersucht die Künstlerin Susanne M. Winterling, wie sich unsere Realität verändert, wenn die Handschrift verschwindet und durch neue Fertigkeiten wie Tippen, Scrollen und Sliden ersetzt wird. Übrig bleibt in der neuen Wirklichkeit offenbar nicht viel mehr als eine cartoonartige Projektionsfläche für bionische Muster

FOTO: COURTESY OF THE ARTIST AND JESSICA SILVERMAN GALLERY

Wer das Christentum unter den Römern salonfähig machen wollte, musste deshalb nachweisen, dass es sich um eine alte, ja die älteste Religion überhaupt handelte. Mit chronologischen Berechnungen und Tabellen versuchte man zu belegen, dass Christus älter als Platon und Moses älter als Homer sei. Die moderne Forschung hat dieser Argumentationsfigur den Namen „Altersbeweis“ gegeben.

Es ist daher auch kaum verwunderlich, dass Jesus auf vielen Darstellungen genauso alt aussieht wie der römische Himmelsgott. Auf dem Sarkophag des gallischen Bischofs Concordius etwa ist er ihm verdächtig ähnlich. Die Idee vom Christentum als Avantgarde ist beim kirchlichen Amtsträger ganz offensichtlich nicht im Blick.

Durchgesetzt hat sich in der Ikonographie schließlich eine (zumindest aus der Sicht antiker Bildsprache) paradoxe Chimäre aus „Jung“ und „Alt“. Der bärtige langhaarige Jesus beherrscht nicht nur die christliche Kunstgeschichte, sondern auch zeitgenössische Jesus-Filme. Wohl erst seit der Hippie-Bewegung des 20. Jahrhunderts, in der lange Haare und Bart als Ausdruck wilder Jugendlichkeit galten, kann man in diesem Jesus wieder etwas Avantgardistisches erkennen. Woran man sieht: Nicht das Kunstwerk, sondern die Betrachter und ihr Umfeld bestimmen, was Avantgarde ist.

Katharina Heyden ist Professorin für Ältere Geschichte des Christentums und der interreligiösen Begegnungen an der Universität Bern und seit 2012 Mitglied der Jungen Akademie.

VERTEIDIGER DES ESTABLISHMENTS

Juristen übernehmen neue Ideen meist aus anderen Disziplinen. Doch einmal formulierten Freirechtler ein avantgardistisches Programm

TEXT FLORIAN MEINEL

Die Frage, ob das Recht eine Wissenschaft sei, stellen Juristen sich erst, seit die Wissenschaft unter Avantgarde-Druck steht. Industrie und Naturwissenschaft, ästhetische Moderne und Geisteswissenschaft – was treibt die Rechtswissenschaft zu Neuem? Die „Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft“ ist seit einem Vortrag des Berliner Oberstaatsanwalts Julius von Kirchmann aus dem Jahr 1848 ein gängiges Stichwort. Seither scheint das Recht immer auf der Seite des Establishments zu stehen. Recht und Ordnung, sagt man und meint: Recht ist Ordnung! Jedenfalls hierzulande, wo die Juristen wenig Gelegenheit hatten, sich als revolutionäre Gegner der Ordnung zu profilieren. Juristen haben stets „Bedenken“, an schlechten Tagen „gravierende Bedenken“, schlimmstenfalls „verfassungsrechtliche Bedenken“, überziehen die ästhetische Avantgarde mit Beleidigungsprozessen wie zum Beispiel den armen George Grosz und drohen den Machern neuer Welten, Ärzten, Biotechnikern und Netzentwicklern, mit Strafrecht, Datenschutz und Haftungsrecht.

Die akademische Rechtswissenschaft liefert ihnen dafür die Begründung: Sie schult und kultiviert das Denken in Ableitungen, das zum Code des Establishments gehört. Ein Recht folgt aus einer Entscheidung, diese folgt aus dem Gesetz, das Gesetz wiederum leitet sich ab aus der Verfassung, jene aus der verfassungsgebenden Gewalt, diese aus der Demokratie. Demokratisch hat die Ableiterei (fachsprachlich: „Dogmatik“) einiges für sich, aber methodisch ist sie nicht jedermanns Sache. Wie aber könnte man sich eine avantgardistische Jurisprudenz vorstellen? Avantgarde ist etwas anderes als ihre verhätschelte, etwas dümmlich-harmlose Schwester, die Innovation. Das Recht fördert Innovation, indem es etwa die steuerliche Abzugsfähigkeit von betrieblichen Ausgaben für Forschung und Entwicklung

ermöglicht. Es ist auch selbst zu Innovationen imstande, wie die zweifellos höchst epochemachende Erfindung der Unternehmensform „GmbH & Co. KG“ durch einen Münchner Notar Anfang des 20. Jahrhunderts unwiderleglich beweist.

Aber eine avantgardistische Rechtswissenschaft? Die Avantgarde macht das schlechthin Neue sichtbar und will es heraufführen. Das würde heißen: eine Vorstellung vom Recht, wie es ganz anders sein könnte, befreit von herrschenden Zwängen, von der Bindung an die ewigen Ableitungen. Dazu reicht es freilich nicht, sich auf den Standpunkt einer avantgardistischen Philosophie, Soziologie oder Medientheorie zu stellen und in futuristischem Sound von Vorgängen in der Welt des Rechts zu berichten. Das ist ein Verfahren, das den Ausgangsbefund immer nur verstärkt: hier das Recht, dort das Kommende. Solange sie bei ihrem Stoff bleiben und ableiten, können Juristen keine Avantgarde.

Vom Kampf gegen die dilettantische Logik

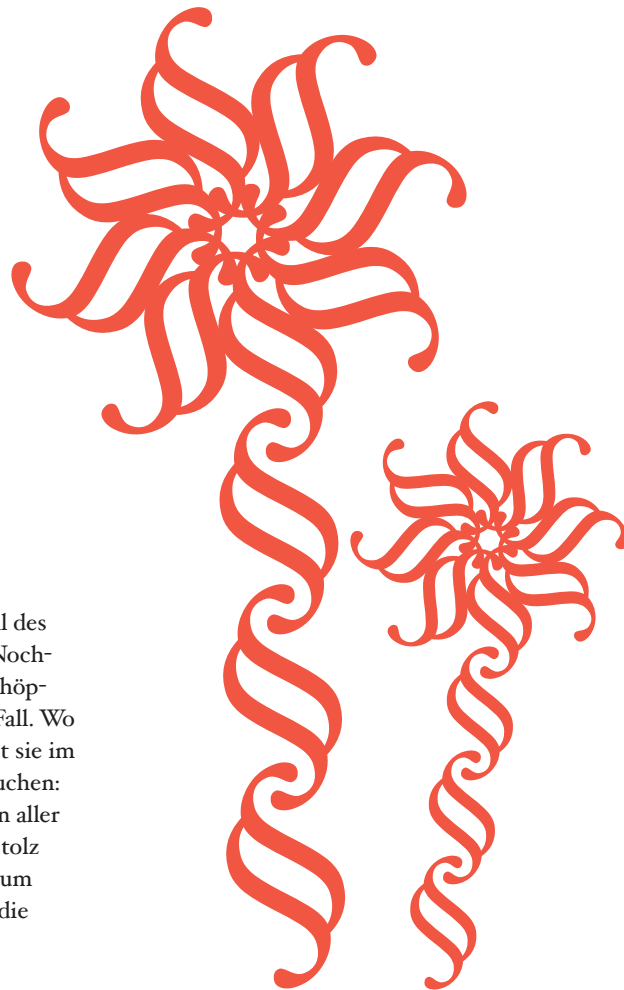
Zumindest von einem Ausbruchsversuch aus dem Establishment der Rechtswissenschaft ist zu berichten. Unternommen hat ihn um 1900 eine Gruppe, die sich als freirechtliche Bewegung bezeichnete. Ihr brilliantester Kopf, der Rechtshistoriker Hermann Kantorowicz, formulierte das Programm in seiner 1906 erschienenen schmalen Schrift *Der Kampf um die Rechtswissenschaft* unter dem vielsagenden Pseudonym Gnaeus Flavius. Gnaeus Flavius war ein kaiserlicher Schreiber, der nach der Legende um das Jahr 300 dem Volk die geheimen Formeln des römischen Gerichtsprozesses bekannt machte und damit dem Establishment entriss. Kantorowicz und die Freirechtler glaubten nicht mehr an das logische Schließen aus vorgegebenen Sätzen und hielten die juristische Systematik der Professoren für die „Utopie

einer dilettantischen Logik“. Fasziniert vom Krisengefühl des Fin de Siècle wollten sie die Sprache des Rechts für das Noch-nicht-Begriffliche öffnen, für die freie, gerechte Rechtsschöpfung aus dem noch nicht entschiedenen, dem einzelnen Fall. Wo das Recht keine eindeutige Lösung bietet, sollte der Jurist sie im bunten Leben vor sich statt im Gesetzbuch hinter sich suchen: „Aus den Trümmern der Folter erhob sich, zum Entsetzen aller Mutlosen, triumphierend die *Freie Beweiswürdigung*, der Stolz der Gegenwart; aus den Trümmern der Dogmatik wird, zum Entsetzen aller Unklaren, der Stolz der Zukunft steigen, die *Freie Rechtsschöpfung*.“

Und heute, mehr als hundert Jahre später? Zwar machen Gerichte in großer Freiheit dies und das, doch theoretisch will man vom fröhlichen Vitalismus und von freier Rechtsschöpfung nicht mehr viel wissen. Man sieht die Dinge entspannter. Und überhaupt: Die Dogmatik hat sich gegen alle Angriffe behauptet.

Die Vertreter des alten Adels

Ein schlechtes Gewissen bekam die Rechtswissenschaft über ihr Avantgardedefizit erst kürzlich wieder, als sie in der internationalisierten, drittmittelabhängigen Forschungslandschaft plötzlich nicht mehr genug projektförmige und damit finanzierungsfähige Forschungsvorhaben vorzuweisen hatte. Der Wissenschaftsrat nahm sich der Sache an und unterbreitete 2012 allerhand Empfehlungen in seinem Bericht über die „Perspektiven der Rechtswissenschaft in Deutschland“. Ideen für eine neue rechtswissenschaftliche Avantgarde hatte er nicht, brachte dafür aber die bekannten Longseller an den Mann: Internationalisierung, Interdisziplinarität. Man nimmt das zur Kenntnis und geht zur Tagesordnung über, wie es das Establishment bei Widerspruch immer gehalten hat.



Juristen, denen es im Establishment des Bestehenden unwohl oder nicht hip genug ist, bleibt so bis auf weiteres nur die Strategie ideenloser Unternehmensberater: das machen, womit die anderen Erfolg haben. Und das bedeutet allzu oft die Übernahme fremder Avantgarden, sobald sie dort, wo sie herkommen, etabliert sind und keinen mehr ernsthaft aufregen. Das gilt zumal für die avantgardistischen Wendungen in den Sozialwissenschaften: Systemtheorie, gender, rational choice, cultural turn. Was gerade so läuft, kann man dann auch „auf das Recht anwenden“, wie gern gesagt wird. Ob es auch anders ginge? Derzeit ist es wohl eher so wie bei den heruntergekommenen Vertretern des Adels, die sich mit Größen aus dem Showbiz umgeben. Sie fühlen, dass sie früher mal was Besonderes waren, wissen aber nicht mehr so recht warum.

Der Rechtswissenschaftler Florian Meinel ist seit 2014 Mitglied in der Jungen Akademie. Er forscht an der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin.

GÖTTER, KÜNSTLER, BIOHACKER

Synthetische Biologen erschaffen neue Lebensformen. Damit inspirieren sie auch Hobbyforscher zu Experimenten. Plädoyer für ein Miteinander

TEXT TOBIAS J. ERB

Das mediale Echo war riesig, als der US-amerikanische Biopionier Craig Venter vor drei Jahren verkündete, künstliches Leben im Reagenzglas erzeugt zu haben. In den Zeitungen stand „Gott spielen“, „Leben 2.0“ und „die neue Schöpfung“. Venters Labor war es gelungen, ein komplettes bakterielles Genom chemisch zu synthetisieren und in eine leere bakterielle Hülle einzusetzen. Selbst wenn in diesem Experiment nicht wirklich neues Leben gezeugt worden war, sondern es sich „lediglich“ um die erfolgreiche Transplantation des genetischen Betriebssystems eines Bakteriums handelte, rückte nun die sogenannte synthetische Biologie in den Fokus der Öffentlichkeit.

Obwohl Stéphane Leduc bereits 1912 die Vision einer „biologie synthétique“ entworfen hatte, ist diese Forschungsrichtung erst seit einigen Jahren technisch machbar. Sie bricht mit der traditionellen Forschungsweise in den Biowissenschaften. Anstatt deskriptiv und beobachtend zu forschen, wollen synthetische Biologen konstruierend tätig werden. Ihr Ziel ist es, Lebensprozesse im Labor nachzustellen. Sie wollen das Leben mit bisher nicht existierenden Eigenschaften versehen und letztlich auch – wie von Venter versucht – Lebendiges aus dem Unbelebten erzeugen.

So progressiv diese Entwicklung in der Biologie erscheinen mag, sie folgt der typischen Entwicklung anderer naturwissenschaftlicher Disziplinen. Frei nach Max Planck, demzufolge auf das Erkennen das Anwenden folgt, ebneten die Physiker im 18. Jahrhundert den Weg für die heutigen Ingenieurwissenschaften. Und aus den analytischen Chemikern entwickelten sich die organisch-synthetischen Chemiker.

Nun also synthetische Biologen als zukünftige Ingenieure des

Lebens? Die Heilsversprechen, die man sich von der synthetischen Biologie macht, reichen von maßgeschneiderten Bakterien und der Produktion von Antibiotika über intelligente Zellen, die Krebs bekämpfen, bis zu Designer-Organismen, die das Treibhausgas Kohlenstoffdioxid effizient in Biotreibstoff umwandeln.

Aufmerksam begleitet wird diese Entwicklung von einer jungen Bewegung von „Biokünstlern“, die sich zur Gestaltung ihrer Kunst synthetisch-biologischer Methoden bedienen. Zur Künstler-Avantgarde zählt Eduardo Kac, der im Jahr 2000 durch sein Werk „GFP Bunny“, einem grün-fluoreszierenden Kaninchen, große Aufmerksamkeit erregte. Das Bunny namens Alba war in einem französischen Labor durch das Einbringen eines Fluoreszenz-Gens aus der leuchtenden Qualle *Aequora victoria* in das Kaninchen-Erbgut erzeugt worden.

Das leuchtende Kaninchen

Mit dem Bunny will Kac einen Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft anregen. So will er Forscher daran erinnern, dass molekularbiologisch veränderte Lebewesen wie Alba nie als isolierte Laborobjekte zu betrachten sind. Durch ihre Existenz erhalten sie einen sozialen Kontext und werden zwangsläufig subjektiviert. Zudem soll das transgene Kaninchen der Gesellschaft den Spiegel vorhalten, dass die „natürliche“ Welt in Wahrheit eine durch den Menschen geformte ist.

Denn Kaninchen werden bereits seit dem 6. Jahrhundert gezüchtet und auf neue genetische Varianten selektiert. Die Erzeugung eines grün-fluoreszierenden Kaninchens ist in dieser Hinsicht eine konsequente Fortsetzung des alten Züchtungsprozesses. Mit Hilfe der synthetischen Biologie können genetische Variationen nun zwar viel präziser und kontrollierter als jemals



*Ein Stück Holz im Griff einer futuristisch-glühenden Hand:
Aleksandra Domanović, „Relay Runner“, 2013*

*Installation view, „The Future Was at Her Fingertips“, 2013,
Tanya Leighton, Berlin*

zuvor vorgenommen werden, was den Schaffensprozess des Bunnys aber nicht „unnatürlicher“ macht. Sogar der Austausch von Genen über Speziesgrenzen hinweg, wie in Alba mit Hilfe der synthetischen Biologie geschehen, ist biologische Realität. In der natürlichen Entstehung der Süßkartoffel war ein solcher Genübertrag entscheidend.

Biokünstler wie Eduardo Kac bewegen sich in einer rechtlichen Grauzone. Das gentechnische Verändern von Organismen und deren Handhabung unterliegt strengen Regeln. Um ihre Kunst umzusetzen, müssen sie oft auf die Hilfe wissenschaftlicher Labore hoffen. Und das Ausstellen ihrer Kunstwerke – falls überhaupt möglich – bedarf meist besonderer Auflagen, sogar dann, wenn es sich um gentechnisch sicher bewertete Organismen handelt. Im schlimmsten Falle droht eine Gefängnisstrafe. So wurde 2004 in den USA der Kunstprofessor und Biokünstler Steve Kurtz unter dem Verdacht auf Bioterrorismus inhaftiert. In seinem Haus waren Petrischalen zur Bakterienzucht gefunden worden, die zur Vorbereitung auf eine Ausstellung dienten. Obwohl die beschlagnahmten Apparate und Organismen als ungefährlich eingestuft wurden, erhielt Kurtz erst 2008 einen Freispruch. Ihm hatten zwanzig Jahre Haft gedroht.

Konspiratives Experimentieren

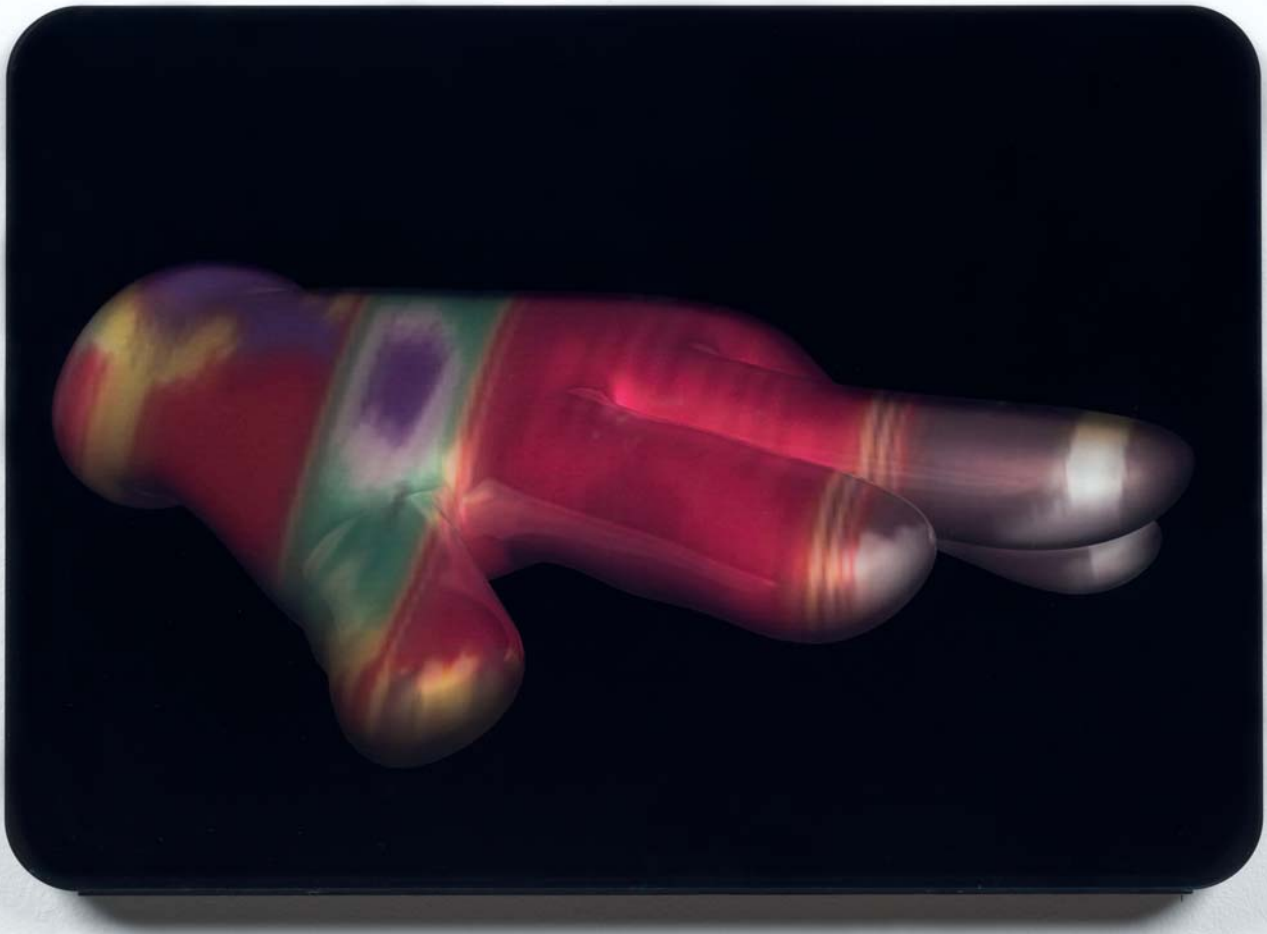
In einer ähnlich unsicheren rechtlichen Lage wie die Biokünstler befinden sich die „Biohacker“. Unter diesem Begriff sammeln sich private Forscher aller Couleur, vom wissenschaftlichen Autodidakten bis zum promovierten Biologen. Sie alle sind von Gentechnik und synthetischer Biologie begeistert und wollen den bevorstehenden biotechnologischen Fortschritt mitgestalten.

In ihrer Struktur und ihrem Selbstverständnis erinnert die selbsterklärte Szene stark an die Computer-Hackerbewegung. Weltweit sind es einige tausend Do-it-yourself-Biologen, die in intensivem Austausch miteinander stehen. Und es herrscht Aufbruchsstimmung: Im Internet finden sich Bauanleitungen für Geräte zur DNA-Vervielfältigung und für Mikroskope aus Webcams. Auf Kongressen teilen die Pioniere ihr Wissen, und in größeren Städten treffen sie sich nachts zum Experimentieren in Garagenlaboren, wenn auch zuweilen klischeehaft konspirativ organisiert.

Künstler in die Labore

Noch lässt sich kaum abschätzen, inwieweit die Hobbyforscher zum wissenschaftlichen Fortschritt beitragen werden. Viele Versuche sind spielerisch, es geht meist um die Vervielfältigung und die Analyse des eigenen Erbgutes oder das Erschaffen von sogenannten Sensorbakterien, die durch Farbreaktion etwa die Anwesenheit bestimmter Chemikalien oder Gifte anzeigen. Oft sind es erprobte, harmlose Experimente mit gut bekannten Genen, die von den Biohackern zu Hause kopiert werden.

Obwohl von fast keinem Experiment und Kunstwerk eine Gefahr ausgeht und die meisten Biohacker sich einer strengen Hackerethik verpflichtet haben, sehen sich Biokünstler und Do-it-yourself-Biologen in einem Konflikt gefangen: Ihr Recht auf individuelle Freiheit steht dem Sicherheitsanspruch einer Gesellschaft gegenüber. In diesem Konflikt geht es auch um die Frage nach der Demokratisierung des wissenschaftlichen Fortschrittes in einer aufgeklärten Gesellschaft. Darf und soll die synthetische Biologie nur innerhalb etablierter Institutionen und hinter verschlossenen Labortüren monopolisiert werden? Die Szene fordert Freiräume.



Eine suchende, tastende Hand im schwarzen Raum: Susanne M. Winterlings digitaler Print „On Certainty“ von 2014

Eine Lösung des Konflikts böte sich in einer Novellierung des Gentechnikgesetzes, welche die Handhabung geeigneter und sicherer molekularbiologischer Arbeitstechniken für den Eigengebrauch erlaubt. Denkbar ist zudem eine stärkere Integration von Hobbywissenschaftlern und Biokünstlern in den Institutionen. Als Vorbild könnte das SymbioticA der Western University of Australia gelten, ein Labor, das Künstlern und Wissenschaftlern gleichermaßen den experimentellen Zugang zur Biologie ermöglicht. Ein Residenzprogramm ermöglicht es Künstlern, mit Mentoren im Labor zu arbeiten und neue Wege an der Grenze von Wissenschaft und Kunst zu beschreiten.

Ein Anfang für einen solch transdisziplinären Austausch in Deutschland machte kürzlich die Schering Stiftung. Zusammen

mit der Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften wurde auf einem Symposium die synthetische Biologie aus dem Blickwinkel der Kunst und der Wissenschaft erörtert. Von dieser ersten Veranstaltung geht hoffentlich eine Signalwirkung zur stärkeren Zusammenarbeit zwischen Kunst und Wissenschaft aus. Zu wünschen wäre es der synthetischen Biologie auf jeden Fall.

Tobias J. Erb ist seit 2013 Mitglied der Jungen Akademie. Der studierte Biologe und Chemiker forscht am Max-Planck-Institut für terrestrische Mikrobiologie in Marburg.

WEITER DENKEN

Menschen schätzen Kreativität. Trotzdem stoßen gute Ideen oft auf Widerstand

TEXT PHILIPP KANSKE

Was macht die Avantgarde zur Avantgarde? Es ist vor allem das Neue, bisher Ungedachte, das sie produziert oder praktiziert. Die Psychologie erforscht die Frage, wie wir etwas Neues denken können, unter dem Stichwort Kreativität. Psychologen gehen davon aus, dass die Verbindung von bisher unverknüpftem Wissen kreative Lösungen ermöglicht. Wie gut das gelingt, hängt etwa davon ab, wie gut wir uns in einem Gebiet auskennen. So kann ein wirklich guter Schachspieler einen weniger erfahrenen Spieler zwar mit erprobten Zügen besiegen. Gegen einen Profi gewinnt er jedoch nur, wenn er sein Wissen in überraschende Züge zu verwandeln weiß. Grundsätzlich profitiert Kreativität von guter Stimmung und Schlaf, von ausgeprägtem Spieltrieb, einem Hang zum magischen Denken sowie einem kreativen Umfeld – das heißt, wenn wir die Möglichkeit haben, andere Menschen zu beobachten, die selbst kreativ sind. Unter Stress wiederum produzieren wir eher das Gewohnte.

Wie gehen wir aber mit kreativen Ideen anderer um? Fragt man Menschen ganz direkt, dann gewinnt Kreativität jeden Wettbewerb. Trotzdem erfahren kreative Gedanken oft massive Ablehnung. Als Alfred Wegener zu Beginn des 20. Jahrhunderts seine Theorie der Plattentektonik veröffentlichte, wurde er harsch kritisiert. Sie „ist ein wundervoller Traum der Schönheit und Anmut, der Traum eines großen Poeten“, meinte der französische Geologe Pierre-Marie Termier. Von den „Fieberfantasien eines von Krustendrehkrankheit und Polschubseuche schwer Befallenen“, ätzte der österreichische Geologe Fritz Kerner-Marilaun. Erst posthum wurde Wegeners Theorie anerkannt.

Doch warum werden kreative Ideen so oft abgelehnt? Dazu sollte man Menschen nicht nur direkt fragen, sondern auch die unbewusste, schnelle und automatische Bewertung von Kreativität



messen. Es zeigt sich, dass wir dann oft die augenscheinliche Praktikabilität einer bewährten Lösung vorziehen. Vor allem wenn wir uns in einem unsicheren Umfeld befinden beziehungsweise uns unsicher fühlen. Die Unsicherheit führt nicht nur dazu, dass uns das Altbewährte lieber ist, sie macht auch blind für kreative Ideen und Lösungen. Menschen, die hingegen Unsicherheit aushalten, sind eher bereit, sich auf Neues einzulassen.

Kleine Übungen für große Einfälle

Schon kleine Übungen fördern unsere Fähigkeit, kreative Ideen auch als solche zu erkennen. In einem psychologischen Experiment sollten Probanden zunächst einen Aufsatz über folgendes Thema schreiben: „Für jedes Problem gibt es eine Vielzahl an Lösungen“. Anschließend zeigte sich, dass die Probanden kreativen Lösungen gegenüber aufgeschlossener waren. Es hilft auch, wenn man sich nur vorstellt, dass eine gute Idee aus einem entfernten Erdteil stammt – und nicht aus dem Nachbardorf. Diese Vorstellung schafft (psychologischen) Abstand und fördert abstraktes Denken. Wir sehen eher ein Gesamtbild und verlieren uns nicht in Einzelteilen. Wenn wir es schaffen, hin und wieder in solcher Breite zu denken, dann wird der nächste Fantast vielleicht nicht erst posthum zur Avantgarde. ✿

Philipp Kanske ist seit 2015 Mitglied der Jungen Akademie und forscht am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig.

VON SCHLAGHOSEN UND FUSSNOTEN

Avantgarde gibt es in der Mode und den Wissenschaften. Häufig entscheiden unvorhersehbare Details, ob sich ein Trend durchsetzt

TEXT MILOŠ VEC



54. Corpus – Rotterdam 2002

*Individualität als Uniformität: aus der Serie „Exactitudes“
von Ari Versluis und Ellie Uyttenbroek*

Avantgarde ist kein Widerspruch zur Mode, im Gegenteil. Avantgarde setzt Mode voraus. Mode ist ein ziemlich lockeres Wort für einen permanenten Wandel geschmacklicher Vorlieben, dessen Motive man nicht vollständig rational erklären kann und der erst recht in seinem Verlauf und seinen Präferenzen nicht vorhersagbar ist, selbst wenn sich in einem Moment viele Hersteller mit schwarzen Parfums auf dem Markt positionieren.

In diesem Wandel entfaltet sich die normsetzende Kraft der Gesellschaft und ihrer Teilsysteme. Es gibt keine klar definierten Akteure, Verfahren und Entscheidungen. Die Verbindlichkeit ist nicht von langer Dauer. Es wird auf dem Wege der Selbstvergewisserung und Selbstregulierung ständig nachjustiert und reformiert, bis das Neue wieder das Alte ist. Was aber nicht den Umkehrschluss erlaubt, dass das Neue in der Mode auch wieder das Alte ist. Rein Retro funktioniert nicht.

Fraktur oder Antiqua?

Das klassische Feld der Mode ist die Kleidung, aber auch die Wissenschaft unterliegt Moden. Sie wählt dafür jedoch andere terminologische Chiffren, außer sie will sie abwerten. Der Umgang der Fächer damit ist sehr verschieden, es gibt konservative, modeaffine und geradezu neuerungssüchtige Disziplinen. In der Außensicht gibt es immer viel zu bestaunen, und es ist ein großes Vergnügen, sich disziplinärem Wandel zu widmen. Die Wissenschaftsgeschichte erforscht das professionell, unterschätzt wohl aber oft das kontingente, genuin modische Element von Verschiebungen: Fraktur oder Antiqua? Fußnotenstile? Paragrafenzeichen zur Gliederung von Lehrbüchern? Und ganze turns sind Ausdruck von Mode(n): Vom linguistic über den acoustic bis zum emotional turn verhandelten die Geschichtswissenschaften die Ausrichtung ihres Fachs.

Die Fachvertreter selbst haben oft gegensätzliche Einschätzungen über das modeaffine oder modefeindliche Wesen ihrer Disziplin, ebenso wie ihre Wünsche nach mehr Wandel oder mehr Beständigkeit differieren. Mancher Forscher (männlich) ist eben mit der klassischen Kombination zufrieden (graue Hose, blaues Jackett), während andere (auch weibliche) gerne einmal Schlaghosen am Pult ausprobieren würden. So ergeht es ihnen auch bei der Wahl von Themen und Methoden.


Wann Mode erfolgreich wird und Vorstöße ex post als Avantgarde gewürdigt werden, ist Teil eines großen Rätsels. Über die Klippe, dass sie nicht als abwegig gebrandmarkt oder als gescheitert bemitleidet werden, entscheiden mancherlei Feinheiten und Faktoren, derer man sich oft kaum bewusst ist. Duktus und Stil des Vorschlags und Person des Vorschlagenden sind bei jeder Begutachtung allemal selbstkritisch einzubeziehen.

Ein bisschen Retro geht immer

Der Erfolg von Moden, die als Avantgarde geadelt werden, hängt an vielen Akteuren und Umständen, er ist abhängig von Märkten, Marken, Medien und Machtverhältnissen. Gutachter können sich kollektiv genauso entflammen und auf etwas ein schwören wie Modeblogger, die Präferenzen von Berufungskommissionen sind Geschmackskonjunkturen ebenso ausgesetzt wie jene von It-Girls auf Instagram. Öffentlichkeit und Kritik sind als Instanzen unverzichtbar, aber störungsanfällig. Manche gute Idee wurde einst mit schlechten Gründen abgetan und hat es nicht zur Avantgarde geschafft.

Es wäre naiv, Erfolgsrezepte generalisieren zu wollen – und überhaupt, will man Rezepte ausstellen? Ist die Avantgarde erfolgreich, erlebt sie ihr eigenes Scheitern in Form des Aufstiegs zum

Establishment und muss sich danach wiederum neu erfinden. Ein bisschen Retro geht aber immer. Vielleicht aber auch nur, weil eine Entnormativierung stattgefunden hat, die klare Gebote und Verbote für einzelne Stile nicht mehr kennt? So jedenfalls in der Mode (der eigentlichen).

Miuccia Prada hatte zwar im Juni 2014 bei der Vorstellung ihrer neuen Herrenkollektion behauptet, „now is not the time for crazy“. Aber Normcore waren in ihrer eigenen Kollektion dann nicht die Teile, sondern nur die Settings der Fotoshootings für die Werbung. Normcore ist ein Unisex-Modestil und zeichnet sich durch unauffällige, geradezu unmodische Kleidung aus. Doch der graue Waschbeton von Parkhausfassaden und Brückenfundamenten gab den leuchtenden Prada-Stücken erst recht einen ironischen Twist. Dieser Stilmix mit seinen reflektierten, inszenierten Brüchen ist einfach zu attraktiv, um nicht über seine Analogiefähigkeit für die Wissenschaften nachzudenken. Ästhetische und intellektuelle Kategorien sind dabei kaum zu trennen. 

Miloš Vec ist Professor für europäische Rechts- und Verfassungsgeschichte an der Universität Wien. Im Jahr 2000 wurde er zum Gründungsmitglied der Jungen Akademie berufen. Seit 2005 ist Vec Alumnus.

FOREVER YOUNG ODER GIBT ES EINEN JUGENDSTIL IN DER WISSENSCHAFT?

Festvortrag von Jürgen Kaube, dem Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, zur Festveranstaltung 2015 der Jungen Akademie

TEXT JÜRGEN KAUBE

Jugend ist eine merkwürdige Mischung aus Unfug machen und sehr ernst sein. Auch die folgenden Ausführungen werden aus diesen zwei Bestandteilen bestehen, ein bisschen Unfug und ein bisschen Ernst, und mein Ehrgeiz ist es, dass Sie nicht genau herausfinden, um welchen Teil es sich jeweils handelt.

Die Junge Akademie ist, anders als behauptet wurde, 1814 Jahre alt. Diese Zahl kommt zustande, wenn man das Alter der Mitglieder addiert. Sie ist im Grunde genommen noch etwas älter, aber wie viel älter konnte ich nicht feststellen; denn zwei Mitglieder – ausgerechnet die beiden Künstler – verzeichnen das Jahr ihrer Geburt nicht auf der Webseite der Akademie, was im Übrigen Anlass geben könnte, noch einmal genauer über Unterschiede zwischen Wissenschaft, die altert, und Kunst, in der manche Werke jung bleiben, nachzudenken. 1814 Jahre – das macht im Durchschnitt 36,5, und dieser Altersdurchschnitt verteilt sich relativ gleichmäßig über Naturwissenschaften auf der einen und Geistes- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite. (Die Geistes- und Sozialwissenschaftler sind ein dreiviertel Jahr älter.) Die Altersspanne liegt zwischen 31 und 42. Wenn Geburtsjahrgänge angegeben sind, weiß man natürlich nicht genau, ob die Mitglieder ihren Geburtstag in diesem Jahr schon hatten. Ich hatte das auch in den vorigen Rechnungen schon so einbezogen, dass ich abwechselnd einmal davon ausging, sie hätten ihren Geburtstag schon gehabt, und beim nächsten Mal nicht. Sie sehen, ich versuche, möglichst exakt zu sein.

Warum beginne ich mit diesen Zahlen? Zum einen, um den Anschein der Empirie zu erwecken, und zum anderen, um eine

Frage zu stellen, und zwar die nach der Bedeutung des Wortes ‚jung‘ im Titel dieser Akademie. Ich tue dies nicht, um zu fragen, ob die Akademie jung genug ist. Das wäre eine Frage, die schon häufig gestellt worden ist, nämlich die nach dem Begriff ‚Nachwuchs‘ für Menschen, die 36,5 Jahre alt sind. Auch nicht, um zu fragen, ob ‚jung‘ in der Wissenschaft etwas anderes heißt als auf anderen gesellschaftlichen Gebieten. Wenn Sie etwa ans Familienleben denken: Junge Eltern mit 36,5 Jahren, das kann man vielleicht sagen. Als Sportler wären Sie mit 36,5 sicherlich nicht jung, die olympischen Jugendspiele haben eine Altersobergrenze von 18 Jahren; junge Politiker sind dagegen wiederum in der Nähe dieses Alters: wenn man SPD-Mitglied ist und unter 35, ist man automatisch Juso.

Meine Frage ist aber eher, ob ‚jung‘ im Kontext von Wissenschaft überhaupt etwas bedeutet. Die Begriffstechnik in der Welt, in der ich groß geworden bin – Bielefeld – lautet: Unterscheide zunächst einmal! Wovon unterscheiden wir also ‚jung‘? Von ‚alt‘. ‚Alt‘ hat aber die Eigenschaft, dass es sich nicht nur von ‚jung‘ unterscheidet, sondern auch von ‚neu‘. Dabei folgt das Deutsche nicht immer einer klaren Regel, welche der beiden Unterscheidungen, ob ‚jung – alt‘ oder ‚jung – neu‘, man verwenden soll. So lassen wir Bildungen zu wie in dem berühmten Aufsatz von Theodor W. Adorno, „Das Altern der neuen Musik“ – obwohl etwas, was neu ist, eigentlich nicht ‚altern‘, sondern nur ‚veralten‘ kann. Oder wir sprechen von ‚neuem‘ Wein, obwohl wir ‚unfertigen‘ Wein meinen, was wieder eher in die Richtung des Jungseins neigt, obwohl kein junger Wein alt wird. Ebenso lassen wir weitere Paradoxa zu: zum Beispiel, die jung gebliebe-

nen Alten' oder ‚die altklugen Jungen‘. In meiner Zeitung ist am heutigen Weltkindertag eine Folge von eingesandten markanten Sätzen erschienen, die Leser von ihren Kinder gehört haben. Der hier einschlägige lautete: „Oma, du bist älter als erwachsen.“ Wenn man das herumdrehen würde, müsste man für die Junge Akademie sagen, ihre Mitglieder seien erwachsener als jung.

Wenn die Wissenschaft aus Publikationen und Erkenntnissen besteht, dann ist klar, dass die Unterscheidung ‚alt – neu‘ für sie zentral ist – jedenfalls für die moderne Wissenschaft, die sich nicht mehr um die Bewahrung alter Erkenntnisse und um Bestandserhaltung sorgt, so wie man sich die Aufgabe von Gelehrten in vormodernen Zeiten vorstellte, sondern die die Produktion neuer Erkenntnisse im Blick hat. Bei der Unterscheidung ‚alt – jung‘ ist es hingegen weit weniger sicher, ob sie in der Wissenschaft einen Sinn hat. Die Hilfskonstruktion, die ich im Folgenden kurz betrachten will und die vermutlich auch der Jungen Akademie zugrunde liegt, ist, dass wir uns die Jugend als Träger des Neuen vorstellen, was die beiden Unterscheidungen kombiniert.

Meine zweite Rechnung bezieht sich also auf die Jugend als Träger des Neuen. Dabei habe ich das Durchschnittsalter der Nobelpreisträger herangezogen und die ersten zehn Jahrgänge durchgerechnet, genauer gesagt: das Alter der jeweiligen Person, als sie das entdeckte, wofür sie den Nobelpreis bekam. Ergebnis: 38 Jahre. Das hat sich kaum verändert; denn ich habe auch die letzten zehn Jahrgänge durchgerechnet und bin dabei auf etwas mehr als 39 Jahre gekommen. Es gibt Ausreißer: Die älteste Person, die jemals einen Nobelpreis bekam, eine Art *Would be*-Nobelpreis, nämlich den für Ökonomie, ist Leonid Hurwicz, der ihn mit 90 erhielt, für etwas, was er mit 56 geschrieben hatte. Dies ist aber ein Sonderfall, und die Mitglieder dieser Akademie können sich nicht darauf herausreden, dass sie dann ja noch gut 20 Jahre Zeit haben; denn Hurwicz hat nicht Ökonomie studiert, sondern zunächst Recht, dann Physik, dann Klavier; überhaupt hat er Ökonomie niemals studiert, und außerdem lagen bei ihm ein Weltkrieg und eine erzwungene Migration dazwischen.

Am anderen Ende der Extreme steht Marconi, der das, wofür er den Nobelpreis bekam, mit 22 entdeckte. Der jüngste Nobelpreisträger überhaupt, William Lawrence Bragg, erhielt die

Auszeichnung mit 25 für etwas, was er mit 23 entdeckt hatte, nämlich die Röntgenbeugung durch Kristalle. Der leichte Aufwärtstrend beim Durchschnittsalter der Nobelpreisträger, also dem Alter zum Zeitpunkt der jeweiligen Entdeckung – sofern man dieses überhaupt festlegen kann; denn Wissenschaftler schreiben viele Aufsätze und forschen kontinuierlich, so dass sehr schwer zu entscheiden ist, wann sie eigentlich das entdeckt haben, wofür sie anschließend prämiert wurden –, geht vielleicht darauf zurück, dass heute häufiger Arbeitsgruppen Nobelpreise bekommen. Der letzte Nobelpreis für Physik ging an eine Gruppe von drei Japanern im Alter von 60, 35 und 29. Dabei bildet sich also gewissermaßen in der Entdeckung selbst die Altersstruktur einer Kleinorganisation ab.

Jugend heißt entschuldigt fehlen

Mitunter herrscht auch die Vorstellung, dass die Fächer sich sehr stark danach unterscheiden, ob die Jugend der Träger des Neuen ist. Die Mathematik ist ein prominenter Fall: Die bedeutendste Auszeichnung in diesem Fach hat eine Altersobergrenze, und zweifellos kann man mit 18 Jahren ein Mathematiker sein. Aber kann man mit 18 ein Germanist sein? Es gibt jedoch auch in den Naturwissenschaften solche Fächer, die systematische Zoologie zum Beispiel, von der mir berichtet wird, die Besten seien die Ältesten, also diejenigen, die viel mehr Flohkrebse gesehen haben als alle anderen. Es gibt ferner prominente Beispiele in der Philosophie: Kant, noch übertroffen von Hans-Georg Gadamer, der sein Hauptwerk kurz vor der Emeritierung verfasste. Andererseits gibt es auch in den Geisteswissenschaften Leistungen von erheblicher Jugendlichkeit: Der für mein Gefühl bedeutendste Beitrag zur Geschichte der politischen Ideen, „Meaning and Understanding in the History of Ideas“, ist ein Aufsatz, den Quentin Skinner mit 28 Jahren geschrieben hat. Selbst wenn man also mit einem gewissen Recht sagen könnte, dass es 18-jährige Mathematiker gebe, aber keine 18-jährigen Kunsthistoriker, müsste man sich doch immer wieder auf Überraschungen gefasst machen. Wir hatten kürzlich den Fall eines 19-Jährigen, der ein Piranesi-Konvolut, das die Wissenschaft selbst nicht identifizieren konnte, als Praktikant am Museum Karlsruhe identifizierte. Wir sollten ihn einen Kunsthistoriker nennen.

Was könnte es also sein, das die Jugend bei dieser heterogenen Ausgangslage zum Träger des Neuen macht? Ich will nur zwei Motive nennen, doch es gibt natürlich mehr. Das erste ist das,

was man mit Karl Mannheim „Konkurrenz auf dem Gebiet des Geistigen“ nennen könnte. Junge Forscher, so scheint es mir, geraten auf andere Weise in Konkurrenzsituationen hinein als ältere; denn sie stehen in einer dreifachen Konkurrenz: Sie stehen in einer Konkurrenz mit den Gleichaltrigen, sie stehen in einer Konkurrenz mit den bereits Arrivierten, und sie stehen in einer Konkurrenz um die Aufmerksamkeit der bereits Arrivierten. Dies ist bei Älteren in viel geringerem Maße der Fall, und ich glaube, der spezifische Konkurrenzrahmen junger Forscher könnte sie dafür prädestinieren, die Träger des Neuen zu sein. Vielleicht ist es übrigens auch der Grund dafür, dass man manchmal den Eindruck hat, im Umgang mit Gleichaltrigen seien die Jungen besonders scharf – anders als im Umgang mit den Arrivierten, weil dabei nicht nur die Konkurrenz gegen sie, sondern auch die Konkurrenz um sie und ihre Aufmerksamkeit eine Rolle spielt. Jedenfalls hat man den Eindruck, wenn man Rezensionen liest, dass die Gleichaltrigen einander relativ unkonziliant behandeln. Diese Kombination von mit jemandem konkurrieren und um die Aufmerksamkeit von jemandem konkurrieren könnte man an einer eher historischen Erscheinung erläutern, bei der die Jungen die Träger des Neuen waren, nämlich Sezessionen aus Schulen. Es gab eine Zeit in der Wissenschaft, in der sich sehr prominente Sezessionen aus Schulen heraus ereigneten, bei denen sich also jemand nicht einfach gegen einen anderen, sondern innerhalb der jeweiligen Schule gegenüber Altem absetzte. Heidegger in Bezug auf Husserl ist so ein Fall, aber auch Clifford Geertz in Bezug auf Talcott Parsons oder Willard Quine in Bezug auf die Carnap-Schule, vielleicht auch die Ikonologen in Bezug auf ihre Lehrer. Das also wäre der erste Komplex: Jugend als Träger des Neuen, auf Grund einer ganz spezifischen Neigung zu Konkurrenzverhalten.

Der zweite Punkt setzt eher bei einem allgemeinen Merkmal von Jugend an. Soziologisch betrachtet, könnte man Jugend, wenn man sie ganz kurz definieren müsste, folgendermaßen beschreiben: Jugend heißt entschuldigt fehlen. In unserer Gesellschaft gibt es unterschiedlich gut institutionalisierte Ausreden für Abwesenheit: die beste ist Kranksein. Wenn man krank ist, entschuldigt das fast alles, aber Jungsein entschuldigt auch sehr viel. Das fängt ungefähr mit 15 Jahren an, vielleicht auch schon mit 13, wenn man in den Familien sagt: Jetzt gilt ein paar Jahre lang nicht, was gelten sollte, was vorher galt und was nachher, ungefähr mit 28, wieder gilt, und zwar in Bezug auf zeitliche Standards, Aufmerksamkeitsstandards oder Partnerwahlstandards. Sie können den Partner leichter mit dem Argument wechseln, dass Sie jung sind, als später, wenn Sie älter sind. Später wächst jedenfalls der Begründungsaufwand. Und Sie können

auch leichter fehlen. Dieses entschuldigt Fehlen könnte in der Wissenschaft eine Quelle des Neuen sein. Wenn man von den Studierenden her denkt und nicht erst von denjenigen, die es in die Junge Akademie geschafft haben, gibt es ein Vokabular der Beschreibung von Studiensituationen, das zu diesem Komplex des entschuldigt Fehlens passt: Die Betroffenen sind geistesanwesend, aber nicht an dem Ort, an dem sie es eigentlich sein sollen. Sie lesen und sind nicht ansprechbar. Sie verbeißen sich in etwas. Sie nehmen wenig Rücksicht auf Netzwerke und pflegen diese auch noch nicht besonders stark. Sie sind sachlich geneigt, querbeet zu laufen. Aus diesem Grund ist auch Studienabbruch als Defizitbeschreibung recht merkwürdig; denn es kommt dabei sehr auf die Umstände an: Es gibt Studienabbrüche, die geradezu die Quelle des Neuen sind, und es gibt solche, die vermeidbar und vielleicht auch bedauerlich für die Beteiligten sind.

Sie wissen nicht, warum sie ein Fach studieren

Dieses etwas unsolide Verhalten an Universitäten kann also sachlich, von der Wissenschaft aus gesehen, durchaus ein Gewinn sein. ‚Suchverhalten‘ könnte man das zum Beispiel nennen oder auch ‚Selbstfindungsverhalten‘, zum Beispiel in Bezug auf kognitive Rollen, dass man also sagt: Ich weiß eigentlich noch nicht genau, was mich interessiert. Dies gilt für 90 Prozent der Studienanfänger, die natürlich gar nicht wissen, was sie tatsächlich studieren, und eigentlich auch nicht genau wissen, warum sie es studieren. Es gibt ein paar Ausnahmen, Mathematiker etwa, aber schon in meinem eigenen Fach, der Volkswirtschaftslehre, gibt es überhaupt gar keine Studenten, die wüssten, was ihre Disziplin in weiten Teilen eigentlich ist, nämlich zweitklassige Mathematik. Das alles könnten Gründe dafür sein, dass die Jugend als entschuldigt fehlende, als unzuverlässige, als verträumte oder sachlich divers interessierte, als noch unentschlossene der Träger von etwas Neuem ist.

Natürlich gibt es dazu gewichtige Gegenbeschreibungen und auch Gegentendenzen, die ich hier nur kurz aufführe: zunächst eine Studiensituation, die pressiert ist und die Studierenden in Kurse presst, die relativ wenig Zeit lässt, die überhaupt unter dem Aspekt geschaffen wurde, möglichst wenig Zeit zu lassen – mit dem etwas schöneren Ausdruck, das Studium solle schneller absolviert werden; ferner aber auch auf der Ebene der Forschung ein früheres Einrücken der Wissenschaftler in Projekte – Projekte, die sie sich oft nicht selbst ausdenken, sondern die an Stellen gebunden sind, die ein bestimmtes Thema vorsehen, und damit einhergehend eine frühe Spezialisierung. Immer häufiger verfassen Nachwuchsteile ihre Bachelorarbeit, ihre Magisterarbeit und ihre Dissertation im Prinzip über dasselbe Thema. Hinzu

kommt vielleicht noch ein frühes Managertum: Kurse, die auch schon jungen Wissenschaftlern vermitteln, wie man Drittmittel einwirbt, und dergleichen mehr. Ich will dies hier jetzt gar nicht kritisieren – vielleicht ist es sogar unvermeidbar –, sondern nur sagen, dass es Gegentendenzen zu diesem unentschuldig Fehlen sind, zu dieser Studienphase des ein wenig unberechenbar Seins. Dies alles macht den Prozess nämlich vergleichsweise berechenbar.


Darüber hinaus gibt es schließlich noch eine weitere Schwierigkeit, die der Jugend gemacht wird, um die Trägerin des Neuen zu sein. Ich habe sie im Titel dieses kleinen Vortrags angesprochen: *Forever Young*. Denn es gibt in vielen Disziplinen – nicht in allen, vor allem aber in denjenigen, in welchen ich mich ein bisschen auskenne und mit denen ich am meisten leide – eine Neigung der Alten, Jugend zu spielen. Das meinte ich mit Jugendstil im Titel, also Jugendstil von Nicht-Jugendlichen. Dabei handelt es sich um ein gesellschaftliches Phänomen: die bunten Alten, die toleranten Alten, die lustigen Alten. In der Wissenschaft gibt es dafür Äquivalente: Paradigmenwechsel war ursprünglich einmal ein Wort, das Thomas Kuhn, der Physiker und Wissenschaftshistoriker, für die generationelle Ablösung von kognitiven Komplexen verwandte. Paradigmenwechsel ist heute ein geplanter Paradigmenwechsel – so etwas konnte er sich nicht vorstellen. Er dachte eher, gewisse kognitive Modelle sterben mit ihren Trägern aus, und dann kommen eben Neue und die sehen die Dinge anders.

Heute ist das alles geplant und nennt sich Turn. Geplantes Veralten, dafür haben wir im Übrigen den Begriff der Mode: Mode ist die Struktur des geplanten Veraltens. Sie ist gar nicht auf Dauer angelegt. Es steht sozusagen drauf, dass in der nächsten europäischen Forschungsförderungsperiode etwas anderes an der Reihe sein wird, dass die DFG nach zehn Jahren einer Sache überdrüssig geworden sein wird, dass man damit niemand mehr hinter dem Ofen hervorlockt usw. Es gibt also ein geplantes Veralten in der Welt der Drittmittelförderung, und je mehr die Drittmittelförderung eine überwiegende und überragende Rolle

spielt, desto stärker sehen sich junge Leute mit diesem geplanten Veralten konfrontiert.

Vom Recht auf ältere Herrschaften

Die heute oft etwas scheinheilig geforderte – nämlich von den Drittmittelmaschinisten selbst geforderte – Stärkung der Grundfinanzierung an Hochschulen zielt nicht einfach nur auf einen anderen Finanzierungstyp, sie verändert auch die Rolle der Jungen als Träger des Neuen. Das Neue wird ihnen nämlich inzwischen meist von außen präsentiert, als etwas, was jetzt stattzufinden hat. Man könnte für bestimmte Disziplinen geistes- oder kulturwissenschaftlicher Art sogar sagen, dass dies bis in die Themenwahl hineinschlägt: der Jugendstil der Älteren, also die unglaubliche Konjunktur der letzten fünfzehn Jahre, von Themen wie Körper, Emotionen, Passionen, Begehren, Beschleunigung – all dieses ‚Jugendspielzeug‘ ist interessant zu beobachten, wenn es von 60-Jährigen in T-Shirts vorgetragen wird. Es gibt also so etwas wie gebotoxte Wissenschaft.

Was ich an dieser Stelle sage, ist nicht an die Jungen gerichtet, die 36,5 Jahre alten, sondern an alle anderen: Ich finde, die Jugend hat, wenn sie der Träger des Neuen sein soll, ein Recht auf eine bestimmte Sorte von älteren Herrschaften. Nämlich auf Ältere, die ihr die Jugend nicht vorschreiben und die sie ihr auch nicht wegnehmen, indem sie immer noch jugendlicher sind, als diejenigen, die gerade in dem skizzierten System mit seinen vielen Unsicherheiten damit beschäftigt sind, irgendwo am Horizont eine Stelle zu identifizieren. Vielmehr haben die Jungen einen Anspruch auf Ältere, die auch wirklich älter sind und nichts anderes präntendieren. Die nicht Unruhe, sondern Ruhe, Verlässlichkeit, Anwesenheit und nicht unentschuldigtes Fehlen (wegen Nebentätigkeiten, Begutachtungen, Tagungszirkus etc.) im System verkörpern. Das *Forever Young* im Titel meines Vortrags, mag als Erwartung eine Hoffnung der Jungen sein, aber als Wirklichkeit ist es eher eine nutzlose Komödie. In diesem Sinne habe ich einen Popsong aus dem Jahr 1984 zitiert, von dem nur die Älteren noch wissen, von wem er ist. 

JÜRGEN KAUBE, Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, ist seit 2013 Mitglied im Rat der Jungen Akademie. Wir dokumentieren im JAM seinen Festvortrag „*Forever Young* oder Gibt es einen Jugendstil in der Wissenschaft?“. Kaube hielt diesen Vortrag bei der Festveranstaltung 2015 der Jungen Akademie. Zu ihrem 15-jährigen Bestehen feierte die Junge Akademie unter dem Motto „Institutionen“. Auf Kaubes Rede antworten als Mitglieder der Jungen Akademie Evelyn Runge, Jule Specht und Chris Thomale auf den folgenden Seiten.

REPLIKEN ZUM FESTVORTRAG

REBELLISCH, ABER GEWISSENHAFT

Jule Specht

Jürgen Kaube seziert die geringe Aussagekraft des Alters in der Wissenschaft. Doch nicht nur der Einfluss des Alters ist divers, das Alter ist es selbst. Alter sei eine leere Variable, meinte schon die Psychologin Bernice Neugarten und kritisierte damit das nichtssagende Maß der Zeit seit der Geburt. Tatsächlich entpuppt sich die „Junge“ Akademie aus der Perspektive der psychologischen Altersforschung als Mischgebilde: in ihrer Offenheit für neue Erfahrungen im besten Fall so rebellisch und querdenkend wie eine Abiturientin, aber in ihrer Gewissenhaftigkeit so sorgfältig wie eine typische Mittfünfzigerin. Man erwartet belebte Reife, also die kristalline Intelligenz einer Rentnerin, und gleichzeitig sprudelnde kognitive Flexibilität, also die fluide Intelligenz einer Jugendlichen. Gelten wir letztendlich nur deshalb als „jung“, weil unser akademischer Zenit (hoffentlich) noch nicht erreicht ist? Zumindest sind wir längst nicht so jung wie unser Name suggeriert, vielmehr verschmelzen hier junge und alte Seelen und Ideen mit- und ineinander zu einem alterslosen, neuen Ganzen.

VERGESST DIE JUNGEN ALTEN

Evelyn Runge

Ältere Menschen schreiben der Jugend als potenziellem Träger des Neuen gerne die Jugend vor. Doch das geht nur, wenn der Konterpart mitspielt: Jugend nämlich, die sich selbst das Alte(r) vorwegnimmt. Man könnte sagen: Es gibt auch junge Menschen, die immer schon Angst vor der Jugend und dem Neuen haben – vor allem in der Phase, die Jürgen Kaube so schön als „Studienphase des ein wenig Unberechenbar-Seins“ bezeichnet. Vermutlich aber schon lange zuvor. Diese alten Jungen wirken bereits in jüngsten Jahren arriert, was sich zeitlebens fortsetzt. Nicht nur in der Wissenschaft sind diese Forever Youngsters zu finden. So kursierte über die ehemalige Familienministerin Claudia Nolte sinngemäß der Spruch, sie sei 34, kleide sich wie 54 und vertrete Ansichten wie 84. Von der breiten Öffentlichkeit ist Frau Nolte, jetzt verheiratete Crawford, längst vergessen. Das könnte auch den jungen Alten und den alten Jungen der Wissenschaft passieren.





BÖSE ALTE GEISTER: WARUM JUGEND FÜR SICH SPRICHT

Chris Thomale

Über die Jugend und das Neue lässt sich kaum etwas Neues sagen. Die Kontroverse darüber, ob etwa tatsächlich die gesamte Geisteswissenschaft nur Fußnotenkarusselle um Platon dreht, oder ob man nicht nur im 18. Jahrhundert, sondern auch heute noch *Scienze Nuove* finden darf, ist ein alter Hut. Auch der von Jürgen Kaube angesprochene und dabei zugleich selbst gepflegte Jugendstil ist kein *Art Nouveau*: Nichts Neues im Westen noch unter der Sonne.

Doch gerade dieser Jugendstil zweiter Ordnung hat ein gravierendes Problem. Denn er ist notwendigerweise *überbebtlich* im eigentlichen Doppelsinn: Erstens erhebt sich der Stilist über die von ihm in Definition und Form gepresste Jugend. Zweitens *überhebt* er sich im Sinne eines performativen Widerspruchs, weil er selbst in das Lied der bösen alten Geister einstimmt, die er vermeintlich kritisiert. Dieser Befund soll nicht unsensibel klingen. Die Jugend versteht schon: It's so hard to get old without a cause/ I don't want to perish like a fleeing horse.

Aber warum thematisieren die guten alten Geister nicht, was ihnen am nächsten steht, nämlich: das Alter? Hier werden sie am dringendsten gebraucht, um etwa den demographischen Turn des Okzidents zu bewältigen oder den sich ausbreitenden Nihilismus, dessen Dämonen Dostojewski immerhin erst in seinem sechsten irdischen Jahrzehnt zu vertreiben suchte. Die Jugend hingegen wird sich schon selbst definieren und beschreiben, ohne dabei alt auszusehen. Was bleibt, ist neben großer Zuversicht eine wittgensteinale Devise: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“

Die drei Autoren sind Mitglieder der Jungen Akademie.

Jule Specht studierte Psychologie und forscht an der Freien Universität Berlin.

Die Politik- und Medienkulturwissenschaftlerin Evelyn Runge wird ab Oktober ihr Habilitationsprojekt in Jerusalem umsetzen.

Chris Thomale ist Rechtswissenschaftler an der Universität Heidelberg.

„WIR WOLLEN DIE EVOLUTION SCHLAGEN“

Der Mikrobiologe Tobias J. Erb über neue Wege gegen die Erderwärmung, programmierte Bakterien und abgedrehte Zukunftsideen

INTERVIEW DIRK LIESEMER

JAM: Tobias, Du willst die globale Erwärmung bekämpfen. Auf welche Weise?

Tobias J. Erb: Wir suchen nach Methoden, um Kohlenstoffdioxid effizient aus der Luft zu entfernen. Die Natur hat dazu die Pflanzen hervorgebracht. Aber deren Biokatalysator, der das CO₂ umwandelt, arbeitet sehr langsam, und er bindet gerade so viel CO₂, wie eine Pflanze zum Wachsen braucht. Aus ingenieurs-technischer Sicht betrachtet, ist der pflanzliche Stoffwechsel daher nicht optimal, obwohl er sich über Milliarden von Jahren entwickelt hat. Mittlerweile haben wir Biologen gut verstanden, wie CO₂-Fixierung in Pflanzen funktioniert. Wir wissen aber auch, dass es noch andere, deutlich schnellere Möglichkeiten zur biologischen CO₂-Fixierung geben könnte. Diese sind von der Natur jedoch nicht verwirklicht worden, jedenfalls nicht im großen Maßstab. Erst kürzlich haben wir zum Beispiel bisher unbekannte Biokatalysatoren zur CO₂-Fixierung in Bakterien entdeckt, die wesentlich effektiver arbeiten als jene in den Pflanzen. Die Entstehung des pflanzlichen CO₂-Stoffwechsels in seiner heutigen Form ist also letztlich einem historischen Zufall geschuldet.

JAM: Der Biologie ging es bisher vor allem darum, die Natur zu verstehen.

Erb: Das ändert sich gerade. Die synthetische Biologie erlebt momentan einen ungeheuren Auftrieb. Man denkt nicht mehr nur darüber nach, wie biologische Prozesse entstanden sind. Sondern auch, wie sie aus ingenieurstechnischer Sicht zu verbessern wären – und welche Mittel man dazu bräuchte. Es ist eine zweischneidige Entwicklung: Einerseits möchte man die Natur verstehen, aber wenn man sie verstanden hat, möchte man sein

Wissen natürlich gerne anwenden. Solch eine Entwicklung hat die Chemie übrigens schon lange hinter sich: Chemiker erforschten zunächst, wie Materie aufgebaut ist. Und dann nutzten sie ihr Wissen, um neue Moleküle zu entwerfen. Wir Biologen wollen unser gesammeltes Know-how einsetzen, um biologische Prozesse maßschneidern zu können. Im Gegensatz zur Chemie ist die Biologie jedoch eine jüngere Wissenschaft und die untersuchten Objekte sind viel komplexer. Dennoch sind wir nun so weit, dass wir im Labor einen Stoffwechsel bauen wollen, der CO₂ effizienter aus der Luft entnimmt, als es die Pflanzen jemals könnten. Im Grunde wollen wir die Evolution mit ihren eigenen Mitteln schlagen.

JAM: Wo genau liegt das Problem bei den Pflanzen?

Erb: Die pflanzlichen Biokatalysatoren sind langsam und verwechseln auch sehr häufig CO₂ mit Sauerstoff, so dass viel Zeit und Energie im natürlichen Prozess der pflanzlichen CO₂-Fixierung verloren geht. Die bakteriellen Biokatalysatoren, die wir gefunden haben, sind bis zu hundertmal schneller als die aus Pflanzen und arbeiten ohne Probleme in der Gegenwart von Sauerstoff. Die Frage ist nun, ob wir mit Hilfe dieser bakteriellen Biokatalysatoren tatsächlich einen neuen Stoffwechsel zur Fixierung von CO₂ realisieren können. Dazu haben wir gezielt nach weiteren Stoffwechselreaktionen in der Natur gesucht, deren Gesamtkombination einen hocheffizienten Weg zur CO₂-Umwandlung ergeben sollte. Die Rechnung ist einfach: Wenn es uns gelingt, diesen neuen Weg in Mikroorganismen zusammenzusetzen, würde uns das die beschleunigte Herstellung nachhaltiger Produkte aus CO₂ erlauben.



 DER MIKROBIOLOGE

Tobias J. Erb, Jahrgang 1979, ist Forschungsgruppenleiter am Max-Planck-Institut für terrestrische Mikrobiologie in Marburg. Er studierte Biologie und Chemie und interessiert sich heute vor allem für synthetische Biologie und die Frage, wie sich Bakterien und künstliche Zellen einsetzen lassen, um Kohlenstoffdioxid aus der Luft zu binden. Seit 2013 ist er Mitglied in der Jungen Akademie.

JAM: An welche Produkte denkst Du dabei?

Erb: Es geht zunächst um Bausteine für die chemische Synthese, zum Beispiel kleine Säuren, aus denen sich Polymere – Biokunststoffe – synthetisieren lassen. Es könnten aber auch Antibiotika und Biokraftstoffe aus CO₂ produziert werden – viel einfacher und schneller übrigens als aus Pflanzen, die ja erst monatelang wachsen müssen und zudem noch große Landflächen verbrauchen. Wir wollen das CO₂ aus der Luft entnehmen und es mit Hilfe von Mikroorganismen oder minimalen Lebewesen direkt in ein industrielles Produkt umwandeln können.

JAM: Zukunftsforscher formulieren Szenarien einer neuen industriellen Revolution. Wirst Du die Technik für eine Industrie liefern können, die kein CO₂ mehr ausstößt und damit nicht mehr zur globalen Erwärmung beiträgt?

Erb: Dies ist sicher ein großes Ziel, aber ich denke, wir sind auf dem Weg dorthin. Zumindest haben wir eine Idee, wie es gehen könnte. Die Frage ist, wann unsere Biokatalysatoren einsetzbar sein werden. Welche industriellen Prozesse sie letztlich ersetzen können. Und wie sich durch die synthetische Biologie die chemische Industrie insgesamt verändern wird. Denn wenn man erst einmal Organismen zielgerichtet programmieren kann, lassen sich vielleicht auch komplett neue Prozesse entwerfen. Ein Beispiel: Ich brauche das Lösungsmittel X, um bestimmte Holzflächen zu säubern. Dann muss ich in Zukunft vielleicht nur noch wissen, welche Enzyme – also Biokatalysatoren – ich in Bakterien kombinieren muss, um dieses Lösungsmittel aus CO₂ nachbauen zu können. Aber es sind in der Tat noch sehr viele Fragen offen, bevor es so weit ist. Wir stehen erst am Anfang dieser Entwicklung und wissen nicht einmal, ob man die neuen Techniken immer im Großen anwenden muss. Vielleicht wird irgendwann jeder zu Hause seine speziellen Produkte mit Hilfe



Vieles wissen Biologen bereits über die Natur, doch anderes ist noch immer rätselhaft

von programmierten Organismen entwerfen können. All das entscheidet sich aber erst in den nächsten Jahrzehnten.

JAM: Es klingt, als erlebe Dein Fach einen spannenden Aufbruch.

Erb: Es gibt ganz verrückte Visionen. Ich komme gerade von einer wissenschaftlichen Konferenz, auf der Vordenker waren, die schon sehr weit in der Zukunft leben, ganz unglaublich. Tatsächlich wird die chemische DNA-Synthese derzeit immer billiger, und man kann sich vorstellen, dass man in zwei, drei Jahrzehnten Apparate zu Hause stehen hat, mit denen sich DNA oder auch Biokatalysatoren wie mit einem Tintenstrahldrucker drucken lassen. Man sagt dann beispielsweise: Ich brauche heute ein Arzneimittel, dann programmiert man den biologischen Prozess einfach in das Gerät, welches dann das fertige Arzneimittel liefert. Oder man braucht einen Stuhl: Dann geht man ein Stück Holz kaufen und programmiert Bakterien, die daraus den Stuhl herstellen. Das letztere Beispiel ist fernste Zukunftsmusik und entbehrt momentan jeder wissenschaftlichen Grundlage, aber es

zeigt, wie radikal manche synthetische Biologen heutzutage denken. Momentan versuche ich in meinem Labor erst einmal die kleinsten Hürden zu überspringen. Aber wir alle verfolgen die Debatten genau: Zum einen formiert sich eine Bewegung, die das Leben grundsätzlich neu erschaffen will. Auf der Gegenseite diskutieren andere, welche Aufgabe unsere Wissenschaft künftig hat und wie wir sie verstehen sollten.

JAM: Du hast gerade kurz über DNA gesprochen, das ja ein Speicher von Informationen ist. Inwiefern verfolgen Informatiker den Aufbruch der synthetischen Biologie?

Das tun sie durchaus. Larry Page, der Gründer von Google, ist sehr an unserem Fach interessiert. Er findet es wahnsinnig spannend, wie DNA Informationen kodiert und wie sich dessen Bauplan nutzen lässt. Man wird sehen, ob Computertechnik und DNA verschmelzen werden. Damit würde die synthetische Biologie endgültig im Informationszeitalter ankommen. Aber das sind noch abgedrehte Träumereien.



PREISE, AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN

TOBIAS J. ERB | C&EN-TOP-12-NACHWUCHSWISSENSCHAFTLER 2015

Tobias J. Erb ist im Juli von den Chemical & Engineering News der American Society of Chemistry zu den zwölf Nachwuchswissenschaftlern des Jahres 2015 gewählt worden. Er erhielt die Auszeichnung für seine Arbeiten über synthetische CO₂-Fixierung, mit deren Hilfe der Klimawandel gebremst werden soll. Für die Wahl, die erstmals stattfand, hatten zuvor renommierte Mitglieder der American Society of Chemistry ihre Nominierungen abgegeben. Erb ist unter den Siegern der einzige Europäer.

GIESELA RÜHL | WAHL ZUM ORDENTLICHEN MITGLIED DER EUROPEAN ACADEMY OF SCIENCES AND ARTS

Im März wurde Giesela Rühl zum ordentlichen Mitglied der European Academy of Sciences and Arts (Klasse V – Sozial-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften) gewählt. Die Akademie versteht sich als europäisches Gelehrtenforum, das mit seinen 15000 Mitgliedern interdisziplinär, transnational und brückenbauend europarelevante Themen aufgreift.

EVELYN RUNGE | FORSCHUNGSSTIPENDIUM DER MARTIN BUBER SOCIETY OF FELLOWS IN THE HUMANITIES AND SOCIAL SCIENCES

Evelyn Runge hat ein Forschungsstipendium der Martin Buber Society of Fellows in the Humanities and Social Sciences erhalten. Ab Oktober 2015 wird sie an der Hebrew University of Jerusalem, Israel, forschen. Ihr Projekt „Image Capture“ untersucht, wie Fotojournalisten im digitalen Zeitalter arbeiten und produzieren müssen. Jährlich erhalten fünf israelische und fünf deutsche Wissenschaftler ein Stipendium. Die Martin Buber Society wird durch einen Stiftungsfonds des BMBF finanziert.

JULIA TJUS | YOUNG SCIENTIST PRIZE DER INTERNATIONAL UNION OF PURE AND APPLIED PHYSICS

Für ihre herausragende Arbeit erhielt Julia Tjus im Juli den IUPAP Young Scientist Prize im Fachgebiet Astroteilchenphysik 2015. Sie hat die Phänomenologie der Neutrinoastronomie mit experimentellen Ergebnissen verknüpft. Der Preis ist mit 800 Euro dotiert und wurde auf der „International Cosmic Ray Conference“ in Den Haag vergeben.

EMANUEL V. TOWFIGH | FÖRDERPREIS 2015 DER UNIVERSITÄTSGESELLSCHAFT MÜNSTER

Emanuel V. Towfigh bekam im Juni den Preis zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, mit dem die Universitätsgesellschaft Münster e. V. einmal im Jahr eine herausragende Forschung würdigt. Ausgezeichnet wurde seine Habilitation zum Thema „Das Parteien-Paradox – ein Beitrag zur Bestimmung des Verhältnisses von Demokratie und Parteien“. Das Preisgeld beträgt 5.000 Euro.

NEUE MITGLIEDER



MIRIAM AKKERMANN

Miriam musiziert mit Maschinen. Ihre Musik, sagt sie, klinge „wie eine Mischung aus atonalen Ambient Sounds ohne Beat, dafür aber mit hohem Geräuschanteil und Free Jazz“. Auch sonst sucht sie Action: Klettern und Skifahren, bis hin zu Philipino Martial Arts – Hauptsache, es rockt. Wenn man Miriam unsere Preisfrage stellt, offenbart sie sich als glühende Europäerin. Sie studierte in Italien und genoss den transalpinen Freiverkehr. Miriam wird in der JA sicher manche Tonspur hinterlassen.

CASPAR BATTEGAY

Was haben Hollywood-Komödien mit dem Judentum zu tun? Für Caspar Battegay eine Menge. Er untersucht an der Universität Lausanne wie sich das Judentum in der zeitgenössischen Popkultur zeigt. Pop ist für Caspar Battegay, der Germanistik und Jüdische Studien studiert hat, alles was populär ist. Seine große Leidenschaft, das Essen, gehört auch dazu. Deshalb widmet sich Caspar Battegay in seiner Forschung auch der kulturellen Inszenierung von Speisen. Und in seiner Freizeit dem tagelangen Kochen.



THOMAS BÖTTCHER

In der Freizeit an einer Ballonsonde für die Weltraumforschung zu arbeiten und in den Ferien Dinosaurier auszugraben, klingt ein bisschen nach Abenteuerroman. Tatsächlich sind es die Hobbies von Thomas Böttcher. Wie es dazu kam? Es hat ihn interessiert und „es hat sich so ergeben“, wie er sagt. Eigentlich hat Thomas Böttcher nämlich Chemie und Biochemie studiert und beschäftigt sich an der Uni Konstanz damit, wie Mikroorganismen kommunizieren, um so Alternativen zu Antibiotika zu entwickeln.

ULRIKE ENDESFELDER

Ulrike Endesfelder untersucht Unsichtbares: winzige Mikroorganismen, die nur mit Hilfe besonderer Mikroskope sichtbar werden. Als Wahlfrankfurterin gewinnt sie auch der sichtbaren Welt einiges ab, etwa dem Städel-Museum, das sie gerne „unsicher macht“, wie sie sagt. Da fragt man sich, ob sie eher einen Hang zum Mantischen oder zum Ästhetischen hat. Aber das eine ist wohl nicht ohne das andere zu haben – Europa lässt sich ja auch nur deshalb von Zeus mitreißen, weil er von ihr hingerissen ist.



CHRISTIAN HOF

Christian Hof stellt Amphibien, Libellen und Vögeln nach. Als Tierökologe erforscht er die Artenvielfalt und erkundet selbst noch in seiner Freizeit das Leben der Tiere: mit Fernglas und Kamera. Darüber hinaus ist Christian selbst ein Singvogel, der klassische Chöre mit seiner Stimme bereichert. Zu unserer Preisfrage twitterte er, dass Europa eine Einheit von Kultur und Natur bleiben müsse. Ein guter Hinweis in einer Zeit, in der mehr über die Währung als die Wahrung Europas gesprochen wird.

TEXT JULE SPECHT UND CHRIS THOMALE



PHILIPP KANSKE

Philipp Kanske erforscht Gefühle – wie Emotionen entstehen, erkannt und verändert werden. Am Max-Planck-Institut in Leipzig nutzt er neurowissenschaftliche Verfahren um zu erklären, warum für manche das Glas halb voll, für andere jedoch halb leer ist. Dabei lässt er sich sowohl von seiner Erfahrung als Psychotherapeut inspirieren als auch von fernöstlichen Traditionen zur Meditation. Horcht Philipp Kanske nicht in das eigene oder fremde Seelenleben hinein, dann lauscht er Musik oder macht sie gleich selbst.

FABIAN KRÄMER

Sind Sie Geistes- oder Naturwissenschaftler/in? Sie sind unentschlossen? Warum sich diese Zweiteilung dennoch hartnäckig hält, untersucht Fabian Krämer an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Dabei verbindet der Historiker und Anglist disziplinäre Fächergrenzen und beschäftigt sich als Wissenschaftshistoriker mit wissenschaftlichen Revolutionen. Überwindet Fabian Krämer selbst gerade keine Fächergrenzen, dann genießt er das Großstadtleben, lernt diverse Sprachen und reist und erprobt die dortigen regionalen Küchen.



DIRK PFLÜGER

Dirk Pflüger ist ein Experte für hochdimensionale Probleme und Hochleistungsrechnen. So ganz lässt sich dieses Hochleistungs-Simulantendasein vermutlich auch außerhalb des Rechenzentrums nicht abstreifen. Wenn er Tagungen zum Thema „Humor in der Informatik“ leitet, ist dies ebenso unterhaltend wie ein Abendkurs in Landschaftsmalerei in einem U-Boot. Und wer weiter skeptisch bleiben sollte, den überzeugt Dirk mit seinem Humor und seiner fachlichen Meisterschaft.

CHRISTIAN STEIN

Interessierter Stillstand, so nennt es Christian Stein, wenn Interdisziplinarität scheitert. Er muss es wissen, denn er forscht dazu. Nicht nur das, er lebt die Interdisziplinarität regelrecht: Erst studierte Christian Stein Germanistik und Informatik, jetzt forscht er im multidisziplinären Exzellenzcluster 'Bild Wissen Gestaltung' an der Humboldt-Universität Berlin. In seiner Freizeit begibt er sich mit dem Oculus Rift in die virtuelle Realität oder öffnet mit Erzählungen weitere Räume der Vorstellungskraft.



RICARDA WINKELMANN

Ricarda Winkelmann rettet Robben. Das ist zwar überspitzt formuliert, aber zumindest erforscht sie den Klimawandel, der nicht zuletzt das Leben von Robben beeinflusst. Sie ist seit Langem am Potsdam-Institut für Klimaforschung tätig und steht damit der JA räumlich und inhaltlich nahe. Schließlich verbindet sie Forschung mit Öffentlichkeitsarbeit. Deshalb freuen wir uns, auf politisch brisantem Gebiet nicht nur eine Expertin, sondern auch eine geschickte Organisatorin und wahrnehmbare Stimme gewonnen zu haben.

ALUMNI



DANIEL CHAPPELL

Unter einem Facharzt für Anästhesie stellt man sich nicht unbedingt Daniel vor. Normalerweise bedarf trockener Humor eines Publikums, das bei Bewusstsein ist. Zu unserem Glück fand Daniel dieses Publikum in der Jungen Akademie. Tatkraft und ironische Distanz ließen ihn zu einer Schlüsselfigur in der AG „Ethik in der Praxis“ und im Präsidium werden, in dem er zwei Jahre für die Finanzen zuständig war. Seine angenehme Ungeschäftigkeit werden wir vermissen, aber wir sind überzeugt, dass dem preisgekrönten Akademiker noch eine große Karriere bevorsteht.

SVEN DIEDERICHS

Diskret, pragmatisch, ambitioniert: Das ist Sven. In der Jungen Akademie engagierte er sich in der AG „Wissenschaftspolitik“. Jetzt freut sich der Leiter der Abteilung RNA Biologie & Krebs am Deutschen Krebsforschungszentrum und dem Pathologischen Institut der Universität Heidelberg, dass er wieder mehr Zeit fürs Wandern und Fotografieren hat – wenn er nicht gerade auf einem Kongress auf Kreta oder in den USA weilt. Wir hoffen, dass ihn seine Reisen hin und wieder zu uns führen, auf jeden Fall zum Alumni-Abend in Berlin.



KIRILL DMITRIEV

Kirill ist ein Suchender. Er engagierte sich erfolgreich als Mediator, reiste durch die arabische Welt, um Partner zu finden, und brachte den Austausch mit russischen Nachwuchswissenschaftlern voran. Sein Fach der Arabistik, das er in der AG „Faszination“ und als Sprecher der AG „Minderheiten“ präsentierte, führte ihn 2011 an die University of St Andrews, wo er nun an der School of Modern Languages lehrt. Wir hoffen, dass die Weltanschauung des Orients, vermittelt durch Kirill, in der Jungen Akademie lebendig bleibt.



MARC HELBLING

Was macht Originalität in der Wissenschaft aus? Marc diskutierte diese Frage bei einer öffentlichen Veranstaltung der Jungen Akademie in Berlin. Mit Rebekka Voss und Katharina Heyden erfand er den „Speakers' Corner“ neu: Schauspieler rezitierten im öffentlichen Raum – in Göttingen, Frankfurt und Berlin – gesellschaftskritische Texte. Mit der AG „Wieso SoWi?“ untersuchte er, was Sozialwissenschaften zur Gesellschaft beitragen. Klar ist: Wir brauchen SoWi – und Marc, der nun zum Professor für Politische Soziologie an der Universität Bamberg berufen ist.



VERONIKA LIPPHARDT

Immer wieder eröffnete uns Veronika ungewöhnliche historische Blicke auf die Humangenetik. Wahrheit und Methode bildete die Basis für ihre Beiträge zu den AGs „Nachhaltigkeit“ und „Kunst als Forschung?“. In der Jungen Akademie ließ sie uns ihre außergewöhnliche Mischung aus Intellektualität und Sensibilität zuteil werden. Zuletzt gründete sie den Blog „Wissenschaft und Familie“, in dem sie zusammen mit Giesela Rühl ein Forum für die Vereinbarkeit von akademischer Arbeit und Familie geschaffen hat. Nun erhielt sie einen Ruf an die Universität Freiburg.



TEXT EVELYN RUNGE UND RONNY THOMALE



CORNELIS MENKE

Cornelis ist prädestiniert für große Projekte. Als Sprecher der AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ hat er federführend das Positionspapier zur „Personalstruktur als Schlüssel zu leistungsfähigeren Universitäten“ mitgeschrieben. Der Wissenschaftsphilosoph hat als Sprecher und Mitglied des Präsidiums die Junge Akademie nachhaltig mitgeprägt. Cornelis ist darüber hinaus Erfinder des Wissenschafts-Simulationsspiels „Peer Review“ – als seine Testspieler durften wir viel lachen. Möge uns dieser Humor erhalten bleiben.

REGINA PALKOVITS

Regina beeindruckte schon durch ihr Forschungsthema: die Entwicklung neuer Katalysatoren für nachwachsende Rohstoffe. Sie faszinierte uns damit auf dem Herbstplenum 2011 und bereicherte die AG „Nachhaltigkeit“. Sie ist nun als eine der jüngsten Chemikerinnen Deutschlands auf dem Lehrstuhl für Heterogene Katalyse und Technische Chemie an der RWTH Aachen. Wir hoffen, dass ähnlich akademisch profilierte Mitglieder nachwachsen – im Notfall fragen wir Regina, ob sich dafür ein Katalysator bauen lässt.



SYLVIE ROKE

Sylvie Rokes Spezialgebiet ist die Biophotonik. Sie untersucht mit neuen optischen Methoden, was auf der Oberfläche winziger Tropfen passiert. Diese mögen nur ein Millionstel eines Millimeters groß sein – und sind in der Masse doch systemrelevant. Sylvie hält den Julia Jacobi Chair für Photomedizin an der École Polytechnique Fédérale de Lausanne in der Schweiz. Auch das könnte nur ein Zwischenstopp ihrer rasanten Karriere sein, ebenso wie es ihre Mitgliedschaft der Jungen Akademie war.

GIESELA RÜHL

Gieselas Karriere zeichnete sich früh ab. Nach der Habilitation im Februar 2010 in Hamburg und einer Gastprofessur in Urbana-Champaign wurde sie auf den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Zivilprozessrecht, Internationales Privat- und Prozessrecht, Europäisches Privatrecht und Rechtsvergleichung in Jena berufen. Als Mutter zweier Kinder fand sie unerklärlicherweise noch Zeit und Muße, sich im Präsidium und Blogprojekt „Wissenschaft und Familie“ zu engagieren. Wir hoffen, dass Giesela unseren Trägerakademien erhalten bleibt.



MORITZ SCHULARICK

Moritz wandelt zwischen Epochen und Kontinenten. Und er kann mit Geld umgehen: Die finanzielle Globalisierung beschäftigt den Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bonn. Auch in der Jungen Akademie war er international unterwegs: Er rief die Arbeitsgruppe europäischer Junger Akademien mit ins Leben, die als erstes gemeinsames Projekt eine europäische Preisfrage formulierte. Als Mitglied des Präsidiums prägte er unsere Zukunft. Wir sind gespannt zu sehen, wohin es geht.

EINE FRAGE FÜR EUROPA

Who Gets Carried Away by Europe? Wir dokumentieren den Siegerbeitrag „Zeus/Europa“

TEXT CHRISTINE LEHNEN

Er hat es auf mich abgesehen. Das merke ich sofort. Er trägt einen weißen Anzug und lässt mich nicht aus den Augen. Vielleicht kennt er solche Frauen wie mich und weiß genau, was er tut und was ich will. Was ich brauche. Was ich bereit bin, dafür zu tun. Aber das ist mir gleich. Ich habe so lange auf diesen Tag gewartet und kenne kein anderes Gefühl mehr als Hoffnung. Ich sitze in einer Bar, die sich unter der Erde befindet, in den Fels geschlagen, sodass es kühl sein müsste, endlich einmal kühl. Stattdessen drängt sich Körper an Körper, pumpen die Lautsprecher heiße Töne in die stickige Luft, treibt mir der Marokkanische Whiskey Hitze durch die Adern. So nennen sie ihren Kräutertee hier, scherzhaft, und es fühlt sich an, als klebe er an meiner Haut, nass und warm.

Und trotzdem schaut er mich unentwegt an. Mich, die Frau mit den Brandnarben an Hals und Händen, in denen sich Staub festgesetzt hat, kaum verdeckt von meinem roten Tuch. Er kommt auf mich zu, stellt sich vor mich, ganz nah, beide Arme zu meinen Seiten. Als er sich vornüberbeugt, um mir etwas ins Ohr zu flüstern, streichelt sein Atem meine Wange, umfassen seine Finger meinen Nacken. Er ist wie Schnee. So wie ich ihn mir immer vorgestellt habe, eine weiche Decke aus gnädiger Kühle.

„Es-tu prête à prendre le taureau par les cornes?“, flüstert er, während er auf seine Brusttasche klopft. Ob ich bereit sei, den Stier bei den Hörnern zu packen. Und ich schüttle erst den Kopf, bevor ich nicke, noch ehe ich ängstlich werden kann. Meine Lippen streifen über seine Haut, als ich den Kopf drehe, er neigt das Gesicht, sodass ich seinen Mundwinkel berühre. Süß und scharf, Honig und Minze, das schmecke ich, auch wenn er mir nur leise auf den Lippen spielt. Er berührt mich, schamlos, und ich sträube und ziere mich nicht, denn es ist mir gleich, ich habe zu lange gewartet. Lippen, Zähne, Arme, Schenkel, die

erschöpften Füße. Er will mich überall berühren; sacht meinen Hals betasten, die Brust, den Herzschlag spüren. Das Tuch zur Seite ziehen.

Zögern.

Und ich fühle nichts als Hoffnung und Dankbarkeit und endlich. Endlich, als er mir bedeutet, ich solle ihm folgen. Hinaus, auf die Straße, wo alles dunkel ist außer ihm, seinem Anzug, seinen Augen. Ich höre, wie begierig mein Atem inzwischen klingt, schnell und feucht, wie ungeduldig, wie verzweifelt. Er lacht nur darüber und geht voran, zwischen weiß getünchten Häusern und hohen Palmen hindurch, dem Wind nach, Richtung Meer. Endlich, endlich ist es so weit.

Er führt mich zum Hafen, zu einem Boot. Es ist klein, höchstens zwei Meter lang, und aus Gummi. Sieben Personen sitzen bereits darin. Ich klettere hinein. Er bleibt an Land, schaut uns nicht an, holt nicht das dicke Bündel grüner Scheine aus seiner Brusttasche, das ich ihm gegeben habe, vor Stunden, vor der Bar, vor einem neuen Leben. Ich bin ihm dankbar. Es ist bei Berührungen geblieben. Ich ziehe mein Tuch wieder über meine Narben, über die schmutzige Haut, die eingefallenen Wangen. Das Boot schaukelt heftig, als ich mich hinsetze, als würde es mich abwerfen wollen, hinein ins Meer, diese grausig wimmelnde Tiefe. Ich versuche, nicht in den dunklen Abgrund zu schauen, sondern zu dem Land, das mich erwartet: hinter der Dunkelheit, ein weißer Streifen am Horizont, Berge, die sich erheben. Eine Fahrt auf der Sense Schneide, Riffe und Strömung und Wind. Doch süß wird der Kuss Europas.

Und meine Hoffnung macht mich blind.



A QUESTION FOR EUROPE

Sieben europäische Junge Akademien lobten im vergangenen Jahr die Europa-Preisfrage aus (siehe JAM 17/2014, S. 37). Die Frage soll Diskussionen über unseren Kontinent anstoßen.

Das von der Commerzbank-Stiftung geförderte Projekt blickt auf ein erfolgreiches Jahr zurück: 131 Beiträge aus 15 Ländern in zehn Sprachen wurden eingereicht, einige von Teams, andere von Einzelkämpfern. Viele Beiträge behandeln die Diskrepanz zwischen Ideal und Realität. Europa verführt und wird verführt; das, was es sein könnte, ist es noch nicht.

Die ausgezeichneten Beiträge stellen diese Spannung dar: „Zeus/Europa“ zeigt die Dramatik zwischen Versprechen und Realität (Christine Lehnen, Deutschland). Im Gegensatz dazu thematisieren „Not Just For Kicks“ (Krzysztof Usakiewicz, Polen) und „Who Gets Carried Away By Europe? – ERASMUS“, was in Europa möglich wäre (Giacomo Bertazzoli, Pauline Buffin, Gustavo Dantas, Guy Frankel, Chloe Weiss und Christoph Wiest, Schweden). Weitere Auszeichnungen gingen an Line Zachariasen und Lisa Staugaard, Dänemark, sowie Moritz Alexander Klein, Deutschland.

Die Shortlist, die Gewinner der drei Hauptpreise und der beiden Spezialpreise stehen auf der Seite www.aquestionforeurope.eu. Alle Siegertexte sind in einer Broschüre versammelt, die von der Geschäftsstelle der Jungen Akademie bezogen werden kann: office@diejungeakademie.de.



Die Preisträger mit den Mitgliedern der internationalen Jury: JA-Mitglied Moritz Schularick (3. v. l.) und Jakub Fibna, polnische Junge Akademie (2. v. r.), sowie Laudator Jan-Hendrik Olbertz (1. v. r.)

BIG, DARK, HIDDEN

Ein deutsch-israelisches Symposium debattierte in Jerusalem über den richtigen Umgang mit Datensätzen

TEXT SIBYLLE BAUMBACH UND REBEKKA VOSS



Kurzes Innehalten während ansonsten reger Diskussionen

Wie groß muss *big data* sein, um als *big* zu gelten? Wo hört *small data* auf? Und welche Rolle kommt *dark data*, *slow data* oder *hidden data* zu? Solche Fragen standen im Zentrum eines interdisziplinären Symposiums, das vom 17. bis zum 19. Februar 2015 an der Israel Academy of Sciences and Humanities in Jerusalem stattfand. Es wurde gemeinsam von der 2012 gegründeten Israel Young Academy und der Jungen Akademie organisiert.

Zwei Tage lang diskutierten die Mitglieder beider Akademien neue Ansätze und Methoden, Risiken und Grenzen, die mit Big Data einhergehen – von Selektion über Speicherung bis Sicherheit, aber auch ethische Aspekte und Interpretationsfragen. Ein Ziel dabei war es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Disziplinen zu finden, interdisziplinäre Forschungsfelder zu identifizieren und Kooperationen anzustoßen, um die Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu überbrücken.

Diskutiert wurde hierbei unter anderem, inwieweit sich in den Geisteswissenschaften überhaupt von *big data* sprechen lässt.

Von YouTube bis Genom-Sequenzierung

Neben Präsentationen von Best-Practice-Modellen, die auf großen Datenmengen basieren und Methoden für die Erhebung, Strukturierung und Auswertung von *big data* bot sich ein breites Spektrum an Themen: vom Umgang mit mittelalterlichen Datensätzen und deren statistischer Auswertung, neuen Digitalisierungsmethoden über Strategien der Visualisierung von Daten, den Fotojournalismus und Musikaufführungen mittels YouTube bis hin zur Genom-Sequenzierung wurden größere und kleinere Datenmengen in den Blick genommen und der Umgang mit ihnen nach dem *digital turn* diskutiert.

Alessio Assonitis (The Medici Archive Project) und Yaniv Erlich (Columbia University) von der Israel Young Academy gaben Einblick in jüngste Entwicklungen der Big-Data-Forschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Sie erörterten, inwieweit sich die Forschung angesichts des immensen Zuwachses von Daten ändert. Herzlich danken möchten wir Sharon Aronson-Lehavi und Galia Finzi, ohne die das Symposium nicht zustande gekommen wäre. Die Diskussion ist in den beiden Jungen Akademien lange nicht abgeschlossen. Auf einiges gab es Antworten, viele neue Fragen wurden aufgeworfen: Diese werden auf einem zweiten deutsch-israelischen Symposium im Sommer 2016 in Berlin diskutiert.

Beide Autorinnen sind Mitglieder der Jungen Akademie. Sibylle Baumbach ist Junior-Professorin für Englische Literatur und Kulturwissenschaft an der Universität Mainz. Rebekka Voß arbeitet an der Universität Frankfurt.

DIE GANZE STADT SPIELT THEATER

Wohl kaum eine Stadt liegt so sehr im deutschen Mittelmaß wie Bielefeld. Aber genau deshalb ist sie der beste Ort für eine neue Form von Theater

TEXT GORDON KAMPE

Im April 2015 stehen auf einmal Zelte in der Innenstadt von Bielefeld. Und wer den Schritt ins Innere wagt, kann einen Blick in eine mögliche Zukunft werfen: So wird gegenüber des Rathauses ein Entwurf für ein transparentes Rathaus gezeigt. Und nicht weit vom Theater wird die Vorstellung von einer Bühne der Zukunft präsentiert: ein schwebendes Amphitheater. Immer wieder treten Passanten ein, schauen sich im Zelt um, sind amüsiert, neugierig oder sogar erbost über die Gegenentwürfe für ihre Stadt.

Die Zelte bilden den Auftakt für das Musiktheater *Plätze. Dächer. Leute. Wege*, das im April am Theater Bielefeld uraufgeführt wird. Bielefeld eignet sich für die Suche nach neuen Utopien hervorragend: Es ist eine mittelgroße Stadt, mit durchschnittlichem Einkommen und durchschnittlichen Problemen. Alles gibt sich sehr normal und wenig hip. Avantgarde muss auch mal uncool sein. Inspiriert ist das Stück durch eine Forderung der Theatergruppe Rimini-Protokoll: „Eigentlich müsste in einem richtigen Stadttheater, das sich beim Wort nimmt, doch die ganze Stadt Theater spielen.“ Wo sonst sollten die Utopien einer Gesellschaft verhandelt werden, wenn nicht im Stadttheater, auf den Plätzen, in den Straßen.

Musiker, Tänzer, bildende Künstler, Wissenschaftler und Dramaturgen lassen sich für das Stück begeistern. Sie machen Soundwalks durch Parks, Felder, über eine halb verwitterte Radrennbahn und zu „Bausünden“-Unorten, etwa zu einer Unterführung am Ostwestfalendamm. Auf einem wissenschaftlichen Symposium im Plenarsaal des Bielefelder Rathauses, das zusammen mit der Jungen Akademie organisiert wurde, sprechen wir über unsere Erlebnisse, diskutieren Einschätzungen, Ideen – und merken, wie vielstimmig eine Stadt ist. Erstmals hatte sich das bereits

während des ausgedehnten Rechercheprozesses gezeigt, als das Team mit Kommunalpolitikern gesprochen hatte, mit Mitgliedern des Integrationsrates und Pädagogen einer Laborschule.

Unser Musiktheater sollte nicht perfekt sein. „When too perfect, lieber Gott böse“, sagte der US-Komponist und Medienkünstler Nam-June Paik einmal. So ist denn auch das Stück komponiert: Mal trifft eine Linie der Opernsängerstimme auf die sprechende Stimme einer Schauspielerin, dann kollidiert die Sprechstimme eines Sängers mit dem Gesang einer Schauspielerin. Und immer wieder sind O-Töne zu hören, die aus dem Rechercheprozess stammen. Man hört Menschen sprechen und singen, ältere und jüngere, Einheimische und Zugezogene: Wenn das Theater zur Funktion der Agora zurückkehren soll – so die Botschaft –, dann ist die Stadt in ihrer ganzen Vielstimmigkeit angesprochen. ✿

Gordon Kampe komponierte das Musiktheater für ein utopisches Bielefeld. Mitglied der Jungen Akademie ist er seit 2012.



Aufbau einer „Utopiantanke“ am Rathaus Bielefeld

DIE SPRACHE DER STATISTIK

Kausale Datenanalyse ist eine Wissenschaft für sich. Wer sie erlernt, wird einmal beweisen können, was viele bisher nur vermuten

TEXT ALIDA KINDT, CHRISTIAN LEVERS UND JAN-MATTHIS LÜCKMANN

In den USA wird viel Schokolade gegessen, und es gibt viele Nobelpreisträger. Natürlich hängt beides nicht direkt zusammen. Nur weil zwei statistische Messungen in die gleiche Richtung zeigen, kann noch längst nicht von einem kausalen Zusammenhang gesprochen werden. Vermutlich würde es sonst wohl Regierungen geben, die ihre Bürger zum ständigen Essen von Schokolade anhalten würden. In diesem Fall handelt es sich um eine Korrelation zwischen zwei Messungen, aber ganz sicher nicht um einen kausalen Zusammenhang.

Doch ist es gleichwohl möglich, mithilfe von statistischen Methoden auf Kausalität zu schließen. Das berichtete Jonas Peters im vergangenen März auf einem zweitägigen, interdisziplinären Workshop der Jungen Akademie. Peters ist Gruppenleiter am Max-Planck-Institut für Intelligente Systeme in Tübingen und war der erste Redner. Sein Vortrag bildete den Auftakt zu einer Debatte über Techniken und Fragen kausaler Datenanalyse. Nur wenn Experimente präzise geplant werden, lässt sich zeigen, dass die experimentelle Manipulation einer Variable sich auf andere Variablen auswirkt. Dazu braucht es einen strengen methodischen Rahmen mit einer eigenen formalen Sprache und Notation.

Praktische und ethische Grenzen

In der Chemie und der Physik lassen sich Experimente verhältnismäßig leicht durchführen. Anderswo, etwa in Gesellschafts- oder Umweltwissenschaften, stoßen Experimente rasch an praktische und ethische Grenzen. Man kann nicht ohne Weiteres die globale Temperatur manipulieren, um zu sehen wie sich das Erdsystem verhalten würde. Umweltforscher können daher oft nicht viel mehr tun, als Beobachtungsdaten auszuwerten: von Klima-Indikatoren bis zu Satellitenaufnahmen von Landschaften.

Doch tatsächlich lässt sich auch aus solcher Art von Daten auf kausale Zusammenhänge schließen.

Methodische Grundlagen

Besonders anschaulich lassen sich kausale Zusammenhänge mit Hilfe von Netzen abbilden: Zwischen den Knotenpunkten zeigen Pfeile die Richtung von Effekten an, sogenannte „gerichtete azyklische Graphen“. Zusammen mit strukturellen Gleichungsmodellen bilden solche Graphen eine methodische Grundlage, um Kausalitäten zu modellieren.

Auf der Tagung berichteten Wissenschaftler aus unterschiedlichsten Disziplinen, wie sie es schaffen, mit Hilfe von Beobachtungsdaten und Experimenten auf Kausalität zu schließen. Beispiele aus Ökologie, Wirtschaftsforschung, Genetik und Neurowissenschaft wurden diskutiert. So lässt sich etwa überprüfen, ob der Bürgerkrieg im Kongo einen Effekt auf regionale Abholzungsdaten hat. Mithilfe von statistischen Verfahren können Gensequenzen gefunden werden, die wahrscheinlich Krankheiten verursachen. Obwohl die Teilnehmer aus allen möglichen Fächern kamen, führten das gemeinsame Interesse an kausaler Inferenz und die gemeinsame Sprache der Statistik zu einem regen Austausch.

Die Organisatoren der Tagung – Alexander Danzer, Tobias Kümmerle und Jakob Macke – sind Mitglieder der Jungen Akademie. Fabian Joachim Theis, der ebenfalls mitorganisiert hat, zählt seit 2014 zu den Alumni.

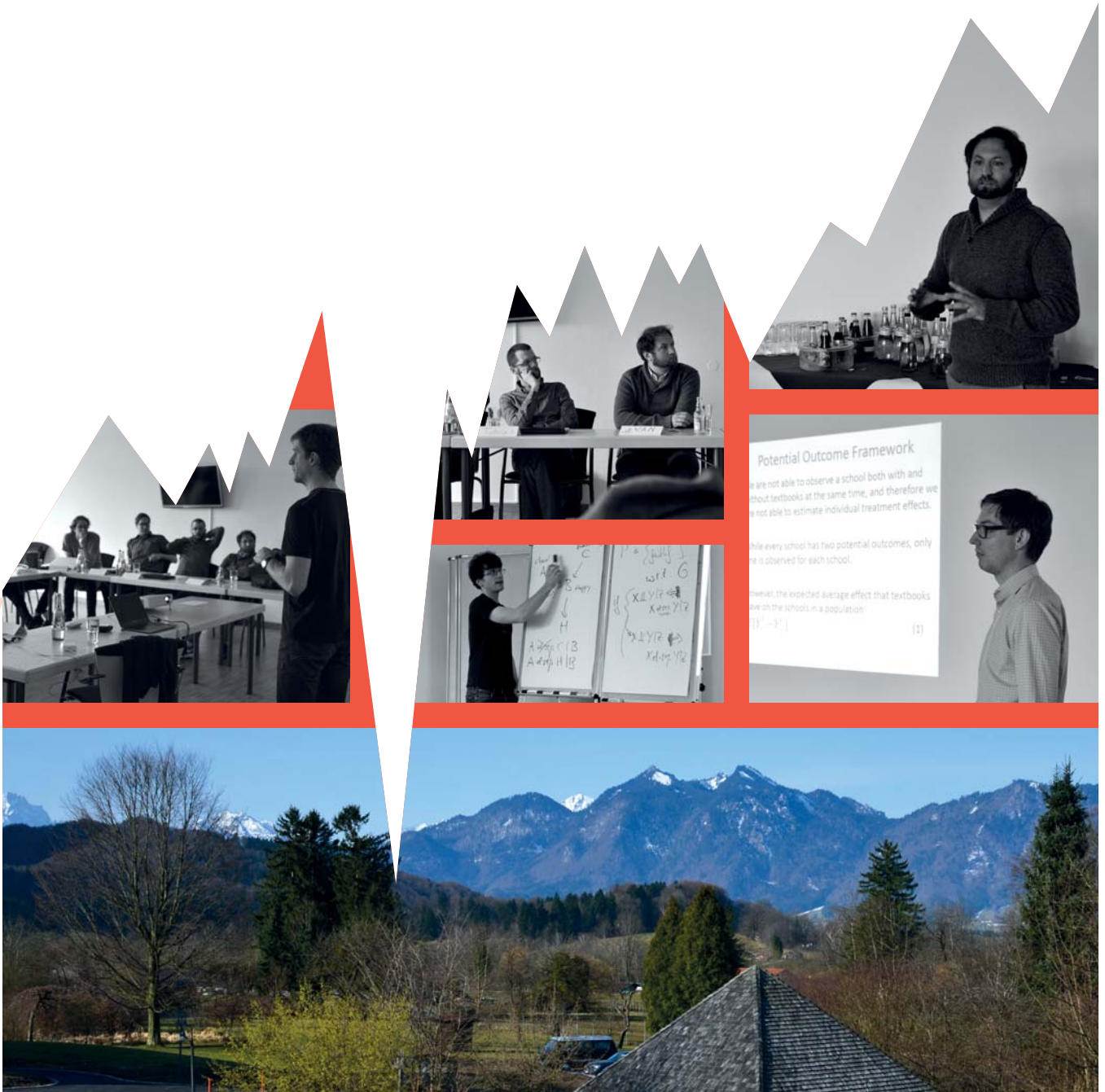


FOTO: JAKOB MACKE

Auf ihrer Tagung in den Bergen diskutierten die Forscher, wie Statistik helfen kann, die Unübersichtlichkeit zu überwinden

LESEN, HÖREN, SCHREIBEN

In München diskutierte ein interdisziplinärer Workshop, wie sich der technologische Wandel auf Rezeption und Autorschaft auswirkt

TEXT LENA HENNINGSEN UND REBEKKA VOSS

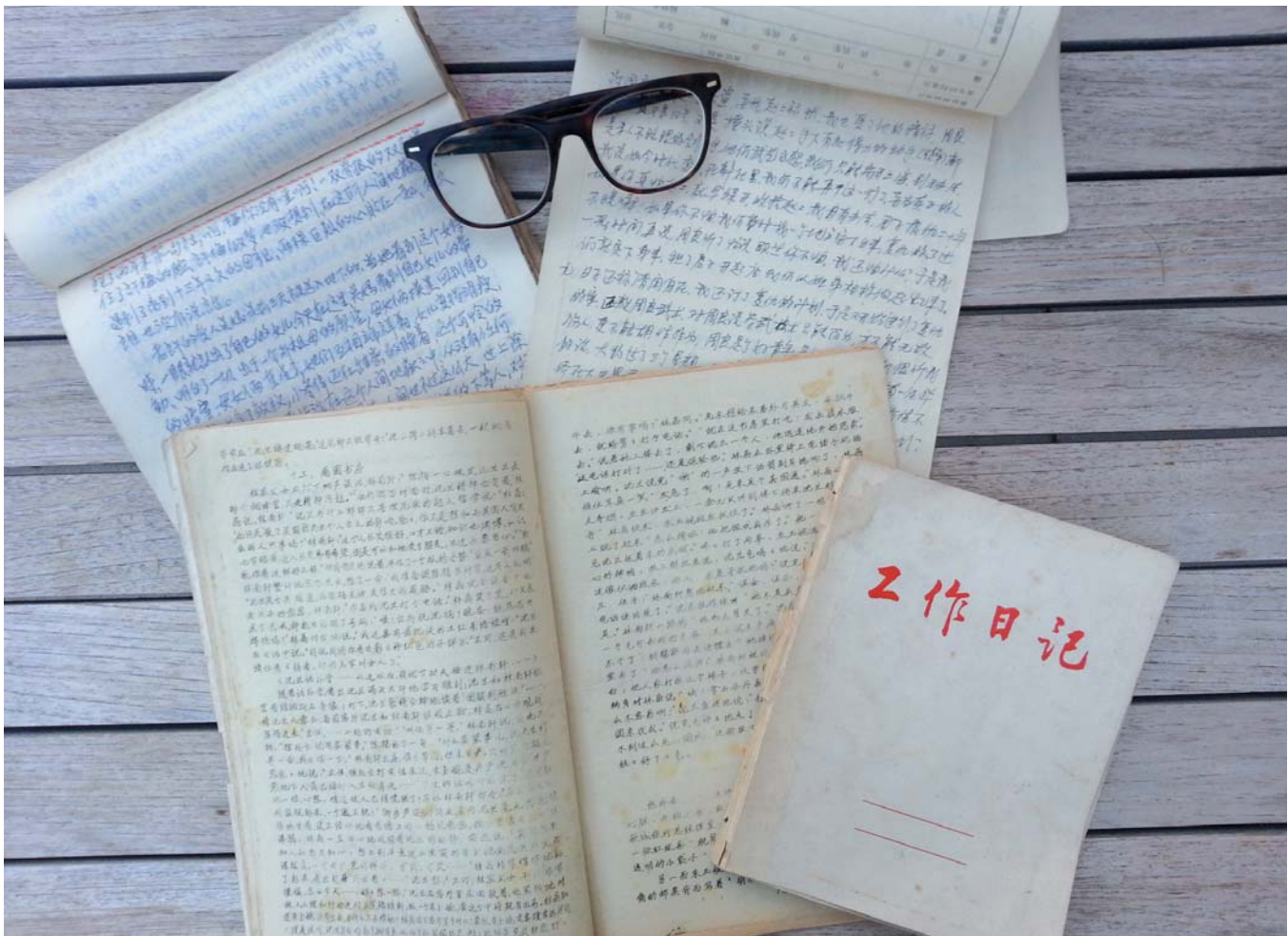


FOTO: LENA HENNINGSEN

Geheime Zeichen: illegale Unterhaltungsliteratur aus der Zeit der chinesischen Kulturrevolution

Der technologische Wandel ermöglicht zunehmende Partizipation sowie das Zusammenfließen und Aufeinanderprallen von Text, Bild und Ton. Viele Web-2.0-Technologien werden dabei oft als sogenannte Ermächtigungsinstrumente gesehen, die eine Teilhabe am kulturellen oder intellektuellen Diskurs ermöglichen. Wie aber verändern sich Rezeption und Autorschaft? Welches Verständnis von Autorschaft und Leserschaft unterliegt der Produktion und dem Konsum von Populärkultur? Wo verschwimmen die Grenzen von „Autor“ und „Leser“? Und wo „verschwinden“ Autoren?

Die Literaturwissenschaft mag den Autor für tot erklärt haben, für reale Leser und Autoren ist die Figur des Autors nach wie vor eine relevante Kategorie, die bedeutungsgebend für die Rezeption sein kann. Müssen die Lobeshymnen des Partizipatorischen mitunter als bloße Fiktion oder bloßes Versprechen der Emanzipation der „einfachen User“ enttarnt werden? Und ist all dies wirklich so neu; oder gab es bereits im vordigitalen und sogar vormodernen Zeitalter vergleichbare Mechanismen und Deutungsmuster? Welche Rolle spielt das Hören – nicht nur von Musik, sondern auch in der mündlichen Tradierung und in klang(bild)lichen Dimensionen von Texten?

Was Partituren aus dem Kaiserreich verraten


Solche Fragen standen im Zentrum eines interdisziplinären Workshops Anfang Juni 2015 in München, der von der AG „Populärkultur(en)“ der Jungen Akademie in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften organisiert wurde. Zu den Teilnehmern zählten Germanisten, Judaisten, Musikwissenschaftler, Anglisten, Sinologen und Medienkulturwissenschaftler. Einfache und klar hierarchisierte Autor-Text-Leser-Modelle, so zeigte sich, greifen bei der Beschreibung und Theoretisierung zu kurz. Alle drei erwiesen sich als fluide oder mit diffusen Grenzen versehen, sowohl in mittelalterlichen wie in gegenwärtigen Praktiken.

Einerseits werden Leser zu Redakteuren, Bearbeitern oder Autoren: etwa in der Handschriftenkultur des Mittelalters (Henrike Manuwald) und im Kontext illegaler Unterhaltungsliteratur aus der Zeit der chinesischen Kulturrevolution (Lena Henningsen). Oder als Amateure, die an Web-2.0-Projekten mitarbeiten (Martin Butler). Texte legen dabei Zeugnis ab von den Lektüren und Interpretationen ihrer Leser: Die Partituren des Dirigenten Karl Muck im Kaiserreich und zur Weimarer Zeit zeigen etwa, wie

dieser klassische Orchesterwerke dem Zeitgeschmack anpasste (Gordon Kampe). Zeitgleich „erfand“ Theodor Siebs auf Grundlage der Bühnenaussprache das Hochdeutsche und prägte damit bis weit in die Nachkriegszeit die Aussprache des Deutschen in Bildung und Kultur (Viktoria Tkaczyk).

Versprechen einer gleichberechtigten Teilhabe

Das Wirken Siebs zeigt, dass Leser von Autoren und Produzenten diskursiv konstruiert oder inszeniert werden. So unterliegt vielen Web-2.0-Projekten eine Rhetorik, die das Versprechen einer gleichberechtigten Teilhabe und die Figur des Amateurs romantisiert (Butler). Andererseits verhelfen Online-Bildportale dem Amateur in der Fotografie zu neuer Prominenz (Evelyn Runge). In E-Mail-Romanen werden nicht nur narratologische Prinzipien des viktorianischen Briefromans auf die Spitze getrieben, sondern fragmentierte Lese- und Schreibgewohnheiten des digitalen Zeitalters reflektiert (Sibylle Baumbach). So wie diese Romane dem Leser über eine Vielzahl schreibender und lesender Figuren multiple Identifikationsangebote machen, lenken Listen als narratorisches Stilmittel den Leser und weisen zugleich auf Leerstellen, die der Leser selbst füllt (Eva von Contzen).

Die Beziehung zwischen Autor und Leser prägte die diskutierten Herangehensweisen. Als analytisches Modell in der Komparatistik schlägt Nicolai Volland den historisch plausiblen Leser vor: Dieser ergibt sich aus der empirischen Analyse von Texten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem bestimmten Kontext zirkulierten. Die Konstruktion des „Lesers“ erfährt jedoch Grenzen: Während der Prosumer von Fanvideos auf Youtube unter der medialen Kontrolle von Ökonomie und Verwertungsrechten steht (Stephan Packard), kann ein Popkonzert nur im Zusammenwirken von Star und Fan das erhoffte ekstatische Erlebnis erschaffen (Moritz Baßler). Vergleichbares lässt sich über den alltäglichen Umgang mit Musik sagen: Neben dem eigentlichen Werk bestimmen die Vorerfahrungen des Individuums, der Rahmen im konkreten Augenblick des Musikkonsums die „Lektüre“ und ihre Bedeutung (Oliver Seibt). 

Beide Autorinnen sind Mitglieder der Jungen Akademie.

Lena Henningsen ist Junior-Professorin für Sinologie an der Universität Freiburg.

Rebekka Voß lehrt am Seminar für Judaistik der Universität Frankfurt.

ZEHN JAHRE ENGAGEMENT FÜR WISSENSCHAFT UND GESELLSCHAFT

Blick ins Ausland: Die niederländische Junge Akademie feiert in diesem Jahr ein großes Jubiläum

TEXT IRIS KOOPMANS | ÜBERSETZUNG AUS DEM NIEDERLÄNDISCHEN MANUEL TRÖSTER

Die *Jonge Akademie* wurde nach dem Vorbild der deutschen Jungen Akademie als zweite Junge Akademie weltweit gegründet. Ihre Keimzelle wurde an einem Dienstag im Juli 2002 gelegt, als die Königlich Niederländische Akademie der Wissenschaften (KNAW) Besuch von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bekam. Auf einer Terrasse in Amsterdam regte deren damaliger Vizepräsident Helmut Schwarz an, eine Junge Akademie aufzubauen. So geschah es. In diesem Jahr feiern die Niederlande das zehnjährige Jubiläum ihrer Jungen Akademie.

50 Nachwuchswissenschaftler in einer eigenständigen Institution

Die niederländische Junge Akademie ist eine eigenständige Plattform junger Wissenschaftler, die zur internationalen Spitze ihrer jeweiligen Fachrichtung gehören. Mitglieder wurden, vom Zeitpunkt ihrer Ernennung gerechnet, vor weniger als zehn Jahren promoviert. Sie vertreten ein breites Spektrum wissenschaftlicher Disziplinen und sind an niederländischen Universitäten oder Forschungsinstituten tätig.

Um für die Mitgliedschaft in Betracht zu kommen, müssen sich junge Forscher auf wissenschaftlichem Gebiet nachdrücklich hervorgetan haben. Daneben ist ein breites Interesse für die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft von essentieller Bedeutung. Kandidaten werden von verschiedenen Stellen innerhalb der niederländischen Wissenschaft vorgeschlagen.

Die *Jonge Akademie* zählt 50 Mitglieder, die für fünf Jahre ernannt werden. Jedes Jahr kommen jeweils zehn Mitglieder hinzu

beziehungsweise scheiden aus. Die Junge Akademie ist auf den Gebieten der Interdisziplinarität, der Wissenschaftspolitik, der Internationalisierung an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft tätig. Sie hat einen fünfköpfigen Vorstand, vier (ständige) Arbeitsgruppen, eine Auswahl- und Stipendienkommission sowie Projektkommissionen.

Die niederländische Junge Akademie ist Bestandteil der KNAW mit einem eigenen Arbeitsplan, eigenen Projekten und eigenen Stellungnahmen. Neben regelmäßigen Verwaltungsberatungen arbeitet sie mit der KNAW in gemeinsamen Projekten und Sitzungen zusammen. Zu Kommissionen und Ausschüssen werden Mitglieder der ‚klassischen‘ und der Jungen Akademie wechselseitig eingeladen.

Bei der *Jonge Akademie* stehen die Mitglieder an erster Stelle; die Verwaltung hat eine unterstützende Funktion. Sowohl der Vorsitzende als auch die Vorstandsmitglieder werden von den Mitgliedern gewählt. Die Mitglieder sind gemeinsam in Projekten aktiv, wobei ein jedes seinen Beitrag liefern kann. Wenn die Junge Akademie eine Stellungnahme abgibt, existiert dafür eine große Unterstützerguppe; denn für eine solche Stellungnahme ist eine Zweidrittelmehrheit der Stimmen erforderlich. Abstimmungen und Diskussionen erfolgen oft per E-Mail. Ebenso wird dieser Kanal von den Mitgliedern genutzt, um zu Themen und Projekten beizutragen. Dies ermöglicht Zuspitzungen, neue Betrachtungswinkel und bessere Ideen. Die *Jonge Akademie* kann eigenständig Stellungnahmen und Empfehlungen nach außen geben, wobei die ‚klassische‘ Akademie selbstverständlich recht-



Das Spiel „Expedition Mundus“ erscheint bald auf Deutsch

zeitig über neue Weichenstellungen informiert wird. Die niederländische Junge Akademie hat in den zehn Jahren ihres Bestehens zahlreiche Projekte verwirklicht. Beispiele sind *De Jonge Akademie on Wheels*, „Expedition Mundus“, *Kennis op straat* („Wissen auf der Straße“) und *Gewetenschap* („Gewissenshaft“). Bei der Initiative *De Jonge Akademie on Wheels* fuhr ein Bus voller Wissenschaftler zu weiterführenden Schulen, wo Mitglieder der Jungen Akademie einen Schultag mit einem sprühenden Programm aus der Wissenschaft gestalteten.

Erforschung eines unbekanntem Planeten

Im Rahmen eines Wettbewerbs, mit einem Besuch von *De Jonge Akademie on Wheels* als Prämie, entwickelte die Junge Akademie zusammen mit dem Projektbüro De Praktijk das Wissenschaftsspiel „Expedition Mundus“ zunächst für den Sekundar, später auch für den Elementarunterricht. Es dreht sich um die Aufgabe, einen unbekanntem Planeten zu erforschen. Schüler müssen Informationen zusammentragen, Daten austauschen und Schlussfolgerungen veröffentlichen, kurz gesagt: als ein Team von Wissenschaftlern an die Arbeit gehen. Das Spiel wird derzeit von der deutschen Jungen Akademie ins Deutsche übersetzt.

Ein Anliegen des Mitgliederjahrgangs 2012 war es, Wissenschaft auf mitreißende Weise auch solchen Teilen der Öffentlichkeit näherzubringen, die nicht selbstverständlich mit ihr in Berührung kommen. Darum steht *Kennis op straat* („Wissen auf der Straße“) grundsätzlich Anfragen aus der gesamten Gesellschaft offen: von Schulen bis zu Altersheimen, von Gemeindezentren bis zu Wissenschaftscafés. Junge Wissenschaftler aus allerlei Fachrichtungen halten kurze öffentliche Vorträge, die nicht nur aus inhaltlicher-

Sicht informativ sind, sondern auch erläutern, wie Wissenschaftler arbeiten. Über die Webseite www.kennisopstraat.nl können interessierte Organisationen aus Dutzenden von Vorträgen wählen: ob es nun um Separationstechnologie geht oder um Verdächtigungen im Alten Rom, um Wasser auf dem Mars, Klimawandel, Empathie, Opferrechte, die Plastizität des Gehirns oder Pflaster für das Herz – für jede Gruppe ist etwas dabei.

Die lockere Wissenschaftssatire *Gewetenschap* („Gewissenshaft“) reist seit 2014 zwischen den niederländischen Universitäten umher und dient als Ausgangspunkt einer Debatte über häufig auftretende Dilemmata am wissenschaftlichen Arbeitsplatz. Wie soll man zum Beispiel Co-Autoren angeben? Oder die Arbeit von Konkurrenten beurteilen? Oder unter dem vorherrschenden Zeitdruck die richtige Balance zwischen eigener Arbeit und der Betreuung von Doktoranden finden? Oder zwischen Publikationsdruck und besserer Qualität abwägen?

Mit *Gewetenschap* regte die *Jonge Akademie* junge, am Beginn ihrer Karriere stehende Forscher, wissenschaftliche Kollegen und universitäre Entscheidungsträger an, gemeinsam die Diskussion über Grautöne in der täglichen Arbeit anzugehen und einander wachsam zu halten. Für die Entwicklung von *Gewetenschap* wurden alle fünfzig Mitglieder der Jungen Akademie zu den Problemen, Dilemmata und Verlockungen befragt, denen Wissenschaftler in der täglichen Praxis ausgesetzt sein können. ✿

Iris Koopmans ist Geschäftsführerin der *Jonge Akademie*.
Informationen und Kontakt: www.dejongeakademie.nl

PUBLIKATIONEN 2014/2015



FASZINATION WISSENSCHAFT 2016 VISIONS AND IMAGES OF FASCINATION

Die Welt der Wissenschaftler wirkt oft fremd und nüchtern. Wer weiß schon, dass die Verbrennung von hochenergetischen Metallen, an denen geforscht wird, wie ein magischer Feuersturm aussehen kann? Wer ahnt, dass winzige Strukturen im Inneren eines Baumes erleuchteten, farbigen Kirchenfenstern ähneln? Der Kalender präsentiert 53 Bilder, die einen ungewöhnlichen Einblick in die Arbeit von europäischen Forschern bieten. Es sind teils abstrakte, teils allegorische Fotos. Sie wurden aus den Einsendungen zum internationalen Fotowettbewerb „Visions and Images of Fascination“ ausgewählt, an dem die Junge Akademie als Partner beteiligt ist. Weitere Bilder finden Sie unter www.imagesoffascination.net.

Herausgeberin
Sibylle Baumbach

Verlag
Jan Thorbecke
Ostfildern, 2015



PEER REVIEW

Die Idee des Spiels *Peer Review* geht auf das 17. Jahrhundert zurück. Damals revolutionierte Henry Oldenburg, der erste Sekretär der Royal Society, die Publikationsweise in der Wissenschaft. Er schickte alle Manuskripte, die veröffentlicht werden sollten, zur Begutachtung an anerkannte Forscher. Diese Praxis hat nun unser Mitglied, der Philosoph Cornelis Menke, in ein Spiel umgesetzt. *Peer Review* eignet sich für vier bis sechs Spieler. Wer gewinnen will, muss strategisch vorgehen und klug verhandeln. Das Spiel soll den Nachwuchs ausbilden, Forscher zum Nachdenken anregen und allen anderen Grundkenntnisse über das Wissenschaftssystem vermitteln (siehe Junge Akademie Magazin 19, S. 40/41).

Entwickler
Cornelis Menke

Verlag
Spielkartenfabrik Altenburg
Altenburg, 2015

[www.diejungeakademie.de/
aktivitaeten/wissenschaft-gesellschaft/
spiel-peer-review](http://www.diejungeakademie.de/aktivitaeten/wissenschaft-gesellschaft/spiel-peer-review)

*Einzelexemplare können zum
Unkostenbeitrag von
16 Euro (plus Porto und Verpackung)
über die Geschäftsstelle der Jungen
Akademie bezogen werden.*



DIE NATUR-KULTUR-GRENZE IN KUNST UND WISSENSCHAFT

HISTORISCHE ENTWICKLUNG – INTERDISZIPLINÄRE DIFFERENZ – AKTUELLER FORSCHUNGSSTAND

Wo beginnt die Kultur, wo endet die Natur? Über diese Frage wird in vielen Disziplinen seit Langem gestritten. Die Grenze zwischen Natur und Kultur bleibt erkenntnistheoretisch hart umkämpft, und bis heute gibt es keinen fachübergreifenden Konsens. Noch immer fehlt ein Versuch interdisziplinärer Synopse. So ist nicht einmal klar, was einzelne Disziplinen bereits geleistet haben und was sie noch leisten müssen. Die Themen des Bandes basieren auf einer Tagung der Jungen Akademie in Saas-Fee in der Schweiz. Sie umfassen Epistemologie, Kulturanthropologie und Kunstgeschichte sowie Sport-, Musik- und Theaterpraxis. Die Essays, Studien sowie die Gespräche mit Sportlern und Künstlern beleuchten einzelne Theorien – stets mit Blick auf die spezifische Verortung der Natur-Kultur-Grenze.

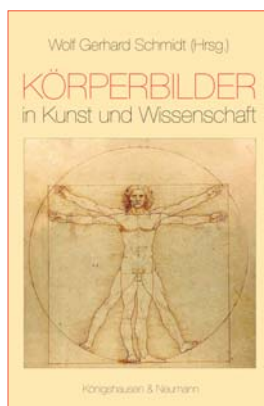
Herausgeber

Wolf Gerhard Schmidt

Verlag

Königshausen & Neumann

Würzburg, 2014



KÖRPERBILDER IN KUNST UND WISSENSCHAFT

Im 20. Jahrhundert ist der Körper in den Fokus der Forschung gerückt. An der Debatte beteiligen sich Mediziner, Neurowissenschaftler, Soziologen und Philosophen. Die Themen des Bandes, der auf einer Tagung der Jungen Akademie in Pontresina in der Schweiz basiert, sind deshalb breit angelegt: Es werden Kreuzigungsrituale auf den Philippinen angesprochen, es geht um den Körper von Spitzensportlern und um die Frage, ob der Körper eines Musikers im deutschen Gegenwartsroman nun als ein gefühlloses Werkzeug oder als Universalsensorium dargestellt wird. Dabei wird die Debatte nicht auf nackte Körperlichkeit reduziert, sondern immer auch im Hinblick auf Kognition, Repräsentation, Kulturalität und Kunstpraxis geführt.

Herausgeber

Wolf Gerhard Schmidt

Verlag

Königshausen & Neumann

Würzburg, 2014

TERMINE 2015/2016

Rückblick	16. bis 18. März	„Causation from Correlation?“ Interdisziplinärer Workshop <i>Oblstadt</i>
	23./24. März	„Perspektiven für junge WissenschaftlerInnen“ JA zu Gast: Deutscher Hochschulverband-Tag <i>Mainz</i>
	5. Mai	„Big Data. Das Ende von Autonomie und Privatsphäre?“ ZEIT Forum Wissenschaft <i>Berlin</i>
	7./8. Mai	Workshop der Geschäftsleitungen europäischer Junger Akademien <i>Stockholm</i>
	7. bis 9. Mai	Tagung „Wissenschaft als Beruf“ JA zu Gast. Mit der Studienstiftung des deutschen Volkes <i>Köln</i>
	27./28. Mai	JA zu Gast: Deutsch-Portugiesisches Forum <i>Lissabon</i>
	1./2. Juni	„Schreiben, Lesen, Hören. Rezeption und Autorschaft in Populärkulturen“ Workshop der AG „Faszination“ <i>München</i>
	30. Juni	„Karriere als Hürdenlauf“ JA zu Gast: Podiumsdiskussion <i>Stuttgart</i>
	9. bis 11. Juli	„To Boldly Go Where No Man Has Gone Before‘. The Fascination with the Unknown: Time“ Tagung der AG „Faszination“ <i>Berlin</i>
	23. bis 30. August	Sommerakademie mit der Studienstiftung des deutschen Volkes <i>Kloster Roggenburg</i>

Ausblick	4. September	Symposium des Japanese-German Center Berlin und der Japan Foundation „Diversity for Academic Excellence: Creating Opportunities for Female and Young Scholars“ <i>Tokio</i>
	7. bis 13. September	Schreibwerkstatt <i>Harkensee (Ostsee)</i>
	18. bis 20. September	Herbstplenum <i>Halle/Saale</i>
	25. bis 26. September	„Karrierewege in der deutschen Wissenschaft“ JA zu Gast: Werkstattgespräch der Volkswagenstiftung <i>Hannover</i>
	30. September bis 2. Oktober	„Popularisierung heiliger Texte und deren normative Grenzen in Judentum, Christentum und Islam“ Tagung der AG „Populärkultur(en)“ <i>Bern</i>
	15. bis 17. Oktober	Ideenwerkstatt <i>Creuzburg (Thüringer Wald)</i>
	4. bis 5. November	Jahrestreffen europäischer Junger Akademien <i>Brüssel</i>
	3. bis 5. März 2016	Frühjahrsplenum
	11. Juni 2016	Sommerplenum und Festveranstaltung <i>Berlin</i>

WAS MACHT EIGENTLICH ... RAINER MARIA KIESOW?

Es gibt ein Leben nach der Jungen Akademie – deshalb kommen an dieser Stelle Ehemalige zu Wort

1. Sind Freude und Spaß für Deine Arbeit wichtig? Und sollten sie es überhaupt sein?

Freude, Spaß, wichtig, unwichtig – eine Biene stellt keine Sollenfragen, auch keine Seinsfragen. Es ist wie es ist. Da ist viel Zufall dabei. Und Arbeit. Ohne Sitzfleisch kein Preis. Lesen, Nachdenken, Unterrichten: wunderbar. Schreiben: muss leider sein, sonst wäre es nicht, wie es ist.

2. Was war der größte Fortschritt der Menschheit?

Der Andere. Und noch ein Anderer. Also: Gesellschaft.

3. Wenn Du morgen sterben würdest ... Auf was von dem, was Du erreicht hast, wärest Du stolz?

Ich würde sicher bis morgen an der Prämisse „erreicht“ deuteln – und dann wäre es zu spät zum Stolzsein.

4. Was von dem, was Du erforschst, ist wichtig für die Menschheit?

Nichts, aber das macht nix.

5. Was rätst Du einem Doktoranden?

Machen.

6. Was rätst Du einem Professor?

Machen lassen.

7. Was war der größte Fehler der Menschheit?

Oh Gott!

8. Was braucht das deutsche Wissenschaftssystem?

Weniger System. Ist sicher schon jemandem eingefallen.

9. Sollte man die Universitäten abschaffen?

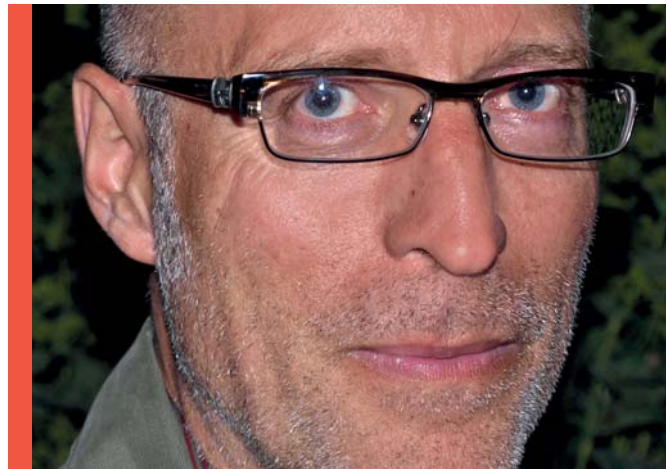
Wozu?

10. Was hat Deine Forschungskarriere mit Dir gemacht?

Unabhängig.

11. Was hat die Junge Akademie mit Dir gemacht?

Neugieriger.



ZUR PERSON

Professor Rainer Maria Kiesow hat den Lehrstuhl für die Ordnung des Rechts an der École des hautes études en sciences sociales (EHESS) in Paris inne, wo er das Centre Georg Simmel leitet. Zudem ist er Professor für Rechtsphilosophie und -theorie an der Fernuni Schweiz. Er ist Mitbegründer und Herausgeber der deutschen Zeitschrift „Myops. Berichte aus der Welt des Rechts“ sowie der französische Zeitschrift „Grief. Revue sur les mondes du droit“. Von 2000 bis 2005 war er Mitglied der Jungen Akademie.

12. Hast Du etwas zu sagen?

Immer.

13. Was sind deine letzten Worte?

Ach.





JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

Das Junge Akademie Magazin wird von Mitgliedern der Jungen Akademie konzipiert. Es bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie, berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften und der
Deutschen Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Geschäftsstelle

Die Junge Akademie
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon (030) 2 03 70-6 50

Fax (030) 2 03 70-6 80

E-Mail office@diejungeakademie.de

Internet www.diejungeakademie.de